Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Anzeigenpreise: Gewöhnl. Anzeigen jede mm-Zeile, Spaltenbreite 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanzeigen 12 gr. Arbeitssuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bezw. Wiederholung Rabatt.

Folge 3 — Lemberg, am 15. Januar (Eismond) 1933 — 12. (26) Jahr

Vom Kalender und seiner Geschichte

Von Albert Schweitzer.

Der Kalender ist für uns moderne Menschen ein unentbehrlicher Zeitmesser für das gesamte Wirtschafts- und Familienleben. Wie viele andere Dinge, die wir aus alter Zeit ererbt haben, so benutzen wir auch den Kalender, ohne uns viel Gedanken darüber zu machen, welche Wandlungen der Kalender durchgemacht hat, und wie vieler Arbeit es bedurfte, bis er in der heutigen Form vorlag.

Die alten Aegypter waren es, die bereits vor 6200 Jahren einen genauen Kalender schufen, denn ihre Priester verfügten schon damals über ein erstaunliches Wissen und ihre Astronomen arbeiteten mit großer Genauigkeit. Ihnen gehört das Verdienst, das Sonnenjahr eingeführt zu haben, angesichts der in Aegypten bestehenden Notwendigkeit, das genaue Datum der jährlichen Nilüberschwemmungen voraussagen zu können. Schon einige tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung fand man, daß die Ueberschwemmungen stets beim ersten Wiedererscheinen des Sirius, den die Aegypter „Sothis“ nannten, begannen. Denn diese Ueberschwemmungen des Nils waren ja für die ägyptische Landwirtschaft und damit auch für die Ernährung der Bevölkerung von größter Bedeutung. So hatte man bald herausgefunden, daß die Jahresperiode eine Dauer von 365 Tagen und 6 Stunden ausmachte, und setzte nunmehr das Jahr mit 365 Tagen zu 12 Monaten mit je 30 Tagen und fünf Planetentagen fest.

Daß die Sonne unser Leben beherrscht, erscheint uns ganz selbstverständlich, weil sie den für uns so wichtigen Unterschied der Jahreszeiten und den der Tag- und Nachtgleiche hervorbringt. Deshalb mag es manchem wunderlich erscheinen, daß es gerade der Mond war, der bei den anderen antiken Völkern das wichtigste Zeitmaß bestimmte. Der Grund für diese Anhänglichkeit an den Mond ist leicht zu begreifen, wenn wir bedenken, daß das Jahr mit seiner Kälte-Wärmeperiode für die praktische Verwertung zu ungleich war; das eine Jahr dauerte der Winter länger, das andere Jahr wurde es früher Sommer. Aus diesen beiden schwankenden Jahreszeiten ein festes, unveränderliches Zeitmaß abzuleiten, war daher sehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich. Der Mond dagegen war allen sichtbar und den Wechsel seiner Gestalt konnte man ohne Schwierigkeiten verfolgen. Deshalb finden wir im ganzen Orient zuerst die Datierung der Tage nach dem Mond. Sein erstes Erscheinen wurde von den Priestern öffentlich verkündet und damit begann die Zählung der Tage. An dieses öffentliche Ausrufen, griechisch Kalein, erinnert uns noch heute das Wort Kalender. Im Laufe der Zeit wurde der Ausrufer durch die Aufzeichnung ersetzt, denn der vorausbestimmte Neumond war ja sicherer als die Witterung, die den jungen Mond so oft hinter dunklen Wolken verbarg. Die Zeitspanne vom erstmaligen Sichtbarwerden des Mondes nach seinem Verschwinden als Neumond bis zur Wiederkehr wurde als ein Monat bezeichnet. So entstand der lunare Kalender, der sich durch Jahrtausende erhalten hatte und heute noch zum Teil in der hebräischen und mohammedanischen Zeitrechnung anzutreffen ist. In den Vorstellungen jener Völker hatte sich das Zeitmaß des Mondmonats so stark eingeprägt, daß, als man dazu überging, auch das Jahr als eine Einheit anzuerkennen, es doch noch aus einer Anzahl Mondmonaten bestehen lassen mußte. Man rechnete allgemein zwölf Mondmonate mit je 29 und 30 Tage zu einem Mondjahr von 354 Tagen, dabei ergab sich aber gegenüber dem Sonnenjahr eine Differenz von 11 und einem Vierteltag. Um nun dafür einen Ausgleich zu schaffen, schob man alle paar Jahre einen vollen Mondmonat ein. Diese Kalenderberechnung nach dem Mond war in den Volkssitten so stark verankert, daß Julius Cäsar bei der Einführung des ägyptischen Kalenders die alten Tageszählungen innerhalb der Monate beibehielt und nur die Zusammenfassung von je 10 Tagen und die Aussonderung der fünf Planetentage wegließ, sonst aber fast nichts an den alten Benennungen änderte, um die Durchführung seiner Reform nicht zu gefährden.

Damit hatte man einen ganz brauchbaren Kalender geschaffen, bei dem man lediglich die einzelnen Daten zu merken hatte. Die eigentlichen Verwirrungen im Kalendersystem begannen erst später mit der Uebernahme der siebentägigen Woche aus den lunisolaren Kalendern, die weder das alte Aegypten noch das alte Rom kannten. Die Aegypter hatten ihre zehntägigen Abschnitte, die Römer ihre Wochen zu je 8 Tagen, die sie mit den Buchstaben A bis H bezeichneten. Mit der allmählichen Ausbreitung des Christentums bürgerte sich mehr und mehr die christliche Einteilung der siebentägigen Woche ein, die in ihrer Gleichmäßigkeit das praktischste Zeitmaß trotz allen Kalenderwirrwarrs wurde. Bereits um das Jahr 321 n. Chr. hatte Konstantin der Große die Feier des Sonntags und damit zugleich die christliche Wocheneinteilung gesetzlich anerkannt. Aber außer der Einrichtung der Woche stand in den ersten christlichen Kalendern so gut wie nichts fest. Man rechnete nach dem römischen Kalender, aber man wollte die Epoche nicht mit der Gründung Roms beginnen. Der römische Mönch Dionysius Exiguus stellte um das Jahr 525 n. Chr. eine genaue Zeitrechnung auf. Bei der Berechnung seiner Ostertafeln kam er auf den Gedanken, statt den Regierungsantritt des Kaisers Diokletians (284 n. Chr.) die Geburt Christi zum Ausgangspunkt zu nehmen, welches er mit dem Jahre 754 nach der Gründung Roms gleichsetzte. Daß Dionysius das Geburtsjahr Christi zu spät ansetzte — die Forschung schwankt auch heute noch zwischen zwei und zwölf Jahren — ändert nichts daran, daß er mit dieser Tat der eigentliche Schöpfer der christlichen Zeitrechnung geworden ist. Diese Zeitrechnung wurde 590 in Italien eingeführt, im Frankenreiche erst um das Jahr 780 durch Karl dem Großen. Bereits um das Jahr 700 bemerkte man ein Zuviel von drei Tagen, trotzdem ging die alte Zeitrechnung weiter ihren Lauf, bis eines Tages der Gelehrte Lilius dem Papst Gregor XIII. einen neuen Kalendervorschlag unterbreitete. Es war nicht leicht, diese neue Reform des julianischen Kalenders einzuführen, sondern mußte förmlich durch eine päpstliche Bulle erzwungen werden. Diese Bulle „Inter gravissimas“ des Papstes Gregor XIII. vom 24. Februar 1582 ordnete an, daß überall dem 4. Oktober 1582 julianisch der 15. Oktober 1582 gregorianisch folgen sollte.

Auch in unseren Tagen ist man wieder bemüht, den Kalender zu reformieren. Vor allem ist man dabei bemüht, die letzten Reste der alten Mondherrlichkeit zu beseitigen, die ungleiche Dauer der Monate. Der gregorianische Kalender brachte uns zwar eine genaue Anpassung des Kalenders an den Sonnenstand, aber er hat die anderen Nachteile unserer Zeitrechnung nicht beseitigen können. Die beweglichen Feiertage fallen auf verschiedenen Daten, während die festen auf verschiedene Wochentage fallen. Auch der auf den Mond zurückgehende Wechsel der Lage des Osterfestes ist für zahlreiche Verhältnisse recht unbequem. Ferner stimmen die Wochentage nicht mit den Daten über-

ein, denn der 1. eines jeden Monats und Jahres fällt stets auf einen anderen Wochentag. So hat man denn dem Völkerbund alle möglichen Kalenderreformen vorgeschlagen, die alle darauf ausgehen, einen ewigen Kalender zu schaffen, in dem Jahr für Jahr die Daten der Wochen- und Festtage immer dieselben sind. Vorläufig ist es allerdings noch bei den Vorschlägen geblieben und man wird abwarten müssen, ob die baldige Durchführung einer solchen Reform im Jahre 1933 möglich sein wird.

Wärme als Werkzeug

Wärme ist die Grundlage unserer Technik und damit unserer Zivilisation. Unser Bedürfnis nach Wärme hat der Technik — man denke nur an die Textil-Industrie, an die Bau-Industrie! — immer wieder neuen Anreiz gegeben und damit indirekt auch alle anderen Zweige der Technik allmählich weiter entwickelt. Denn aus jedem befriedigten Bedürfnis entspringen neue Bedürfnisse. Man kann vielleicht sagen, daß eine Technik in unserem Sinne nie entstanden wäre, wenn wir auf der Erde nur tropische Gebiete mit ihrem geringen Wärme-Bedürfnis hätten.

Die Wärme ist aber auch zum bedeutendsten Werkzeug unserer Technik geworden. Zwar ist unsere Zeit das Zeitalter der Elektrizität, und unsere höchstentwickelten Werkzeuge und Geräte werden elektrisch betrieben. Aber was wäre die heutige Stromerzeugung ohne eine hochentwickelte Wärmetechnik? Zwar gibt es eine Reihe glücklicher Länder, in deren Kraftwerken elektrische Energie aus dem zu Tal fließenden Wasser gewonnen wird; der letzte Urquell der Wasserkraft-Wirtschaft aber ist doch immer wieder die Sonnenwärme, der ewige Wärmemotor, der den Kreislauf des verdunstenden Wassers von den Meeren zu den Bergesgipfeln und dessen Rückfluß durch die Wasser-Kraftwerke hervorbringt. Und die meisten Länder verfügen zudem nicht über Wasserkräfte, die zur Deckung des Strombedarfs ausreichen, und müssen in Wärmekraftwerken aus der in der Kohle enthaltenen Wärme Kraft, elektrische Energie schaffen. So entsteht letzten Endes auch Elektrizität stets aus Wärme. Elektrizität wird aber auch in der Technik in ungezählten Fällen wieder in Wärme zurückverwandelt, um als feinstes, anpassungsfähigstes Werkzeug zu dienen, gleichgültig, ob es sich um Elektro-Schmelzöfen oder elektrische Schneidbrenner in industriellen Betrieben handelt oder um ein Bügeleisen in der Hand der Hausfrau.

Wie die Sonnenwärme durch den Kreislauf des verdunstenden und sich niederschlagenden Wassers die ewig sich erneuernde Grundlage jeglicher Wirtschaft, der Wasserkraftwirtschaft genau so wie der Landwirtschaft, bildet, so hat sie auch im Laufe der Jahrmillionen in unbekannten, Jahrtausende währenden Prozessen die riesigen Kohlenlager geschaffen, die heute noch die Hauptgrundlage unserer Wärmewirtschaft darstellen. Gleichgültig, ob in Lokomotiven, Maschinen und Werkzeugen, Braun- oder Steinkohle zur Gewinnung und Ausnutzung elektrischer oder mechanischer Kräfte verwendet wird, ob in Haushaltsöfen und Zentralheizungen Anthrazit, Briketts und Koks für Heizzwecke verbrannt werden, ob Industrie-Abgase in Gasmaschinen der Kraftgewinnung oder ob sie in den städtischen Gasleitungen zum Kochen dienen, ob Benzin und Benzol in Kraftfahrzeugen für die Fortbewegung nutzbar gemacht werden — die letzte Quelle all dieser technischen Hilfsmittel, dieser großen und kleinen Werkzeuge unserer Zivilisation, ist die Wärme, die seit Jahrmillionen die Sonne spendet. Unsere Technik ist heute noch die Technik des Eisens und Stahls, wir leben in der Eisenzeit. In der Steinzeit bedurften unsere Vorfahren der Wärme als Werkzeug noch nicht. Schon die Bronzezeit, die nächsthöhere Stufe der Zivilisation, ist ohne das Werkzeug Wärme undenkbar. Unsere Zeit, die Eisenzeit, erst recht, und im nächstfolgenden Zeitalter, dem der Leichtmetalle, kann und wird es nicht anders sein. Die Wärme wird noch auf lange Zeit die Basis, der Urquell der Technik sein, ähnlich wie heute, nur daß man allmählich, mit dem Abnehmen der in der Erdoberfläche liegenden Rohstoff-Quellen, mehr auf deren wirtschaftliche Ausnutzung sehen wird. Die Wärme als Werkzeug wird mit ihrer immer mehr anwachsenden technischen Verwendung wertvoller und wertvoller werden.

„Wärme als Werkzeug“ nennt sich eine Sonder-Veranstaltung der nächsten Leipziger Frühjahrsmesse, eine kleine Schau, die keine verkaufsfähigen Geräte, keine Fertigerzeugnisse zeigen, sondern die eine neutrale Zentral-Auskunftsstelle sein wird, in der man sich über alles unterrichten kann, was mit der modernen technischen Wärmeverwendung zusammenhängt, und zwar mit der wirtschaftlichen Wärmeausnutzung, die heute nicht nur der sinkenden Rohstoffe wegen die Forderung der Zeit ist, sondern auch wegen der Notwendigkeit, billig zu fabrizieren, um wettbewerbsfähig zu bleiben. Von dieser Auskunftsstelle sollen gewissermaßen unsichtbare Fäden führen zu den unzähligen Ständen der Technischen Messe, auf denen wärmewirtschaftliche Geräte zu finden sind, die ein Fabrikant, Handwerker oder Händler während der kurzen Zeit eines gehetzten Besuches ohne einen umfassenden Hinweis gar nicht alle ausfindig machen kann. Ob es sich nun um Industrie-Oefen, Dieselmotoren, Wärme-Kontrollgeräte, um Gaskocher, Kachelöfen, Heizungen, um Schweißanlagen oder Schneidbrenner handelt, die auf dem weiten Gelände der Technischen Messe zerstreut, in den verschiedensten Abteilungen und innerhalb der verschiedensten Industriezweige, untergebracht sind. Auf dieser Zentralstelle wird erschöpfende Auskunft über alle Zweige der wirtschaftlichen Wärmeverwendung gegeben werden, über die Ausnutzung fester, flüssiger und gasförmiger Brennstoffe, aber auch über Dampfkraft und Elektrizität. Zwei wichtige Zweige der Technik unserer Zeit werden gleichzeitig ebenfalls unter dem Gesichtspunkt „Wärme als Werkzeug“ in einer besonderen Tagung behandelt werden. Der eine ist die Wärme in der Textil-Wirtschaft, also die Verwendung der Wärme beim Färben und Bleichen, bei der Appretur und anderen Arbeitsgängen der Tuch- und Stoff-Erzeugung. Der zweite Teil der Tagung ist der Wärme im Haus gewidmet und umfaßt die Anwendungsgebiete der verschiedenen Wärmeträger in den Haushaltungen, die immer noch bei weitem die Mehrzahl der „Betriebe“ darstellen. Unter der Leitung der Hauptstelle für Wärmewirtschaft beim Verein Deutscher Ingenieure wird in Kurzvorträgen das Wesentlichste über die „Wärmeträger“ Steinkohle, Braunkohle, Gas und Elektrizität im Dienste des Haushalts gesagt werden; denn letzten Endes ist ja die Erleichterung und Verbesserung der Haushaltsführung immer noch die wichtigste Anforderung, die man überhaupt an die Technik und an jedes „Werkzeug“ im umfassendsten Sinne stellen kann.

Dipl.-Ing. A. Lion, Berlin.

Aus Zeit und Welt

Ernste Mahnung an die europäischen Staatsmänner

Aus Anlaß des Jahreswechsels nahm Staatspräsident Mościcki am Neujahrstage die Wünsche der Regierung, der Vertreter des Parlaments, des Diplomatischen Korps und der Wehrmacht entgegen. Im Anschluß an einen Festgottesdienst in der Kapelle des Königlichen Schlosses, an dem die Mitglieder der beiden Kabinette des Staatspräsidenten teilnahmen, begab sich Staatspräsident Mościcki nach dem Marmorsaal, wo Kardinal-Erzbischof Kakowski als erster seine Glückwünsche dem Staatsoberhaupt übermittelte, worauf Sejmmarschall Switalski, Senatsmarschall Raczkiewicz und die Präsidenten des höchsten Gerichtshofes sowie des Obersten Verwaltungsgerichts empfangen wurden.

Um 11 Uhr 30 hatte sich im Rittersaal das diplomatische Korps mit dem Apostolischen Nuntius, Erzbischof Marmaggi, an der Spitze, versammelt, der als Doyen des diplomatischen Korps die offizielle Neujahrsansprache hielt. Nuntius Marmaggi gab seiner Freude Ausdruck, daß er nun schon zum fünften Mal als Repräsentant des diplomatischen Korps dem Staatspräsidenten, der polnischen Regierung sowie dem Lande die Glückwünsche der europäischen Monarchen und Staatsoberhäupter überbringen dürfe. Nachdem Nuntius Marmaggi der Hoffnung Ausdruck gegeben hatte, daß das neue Jahr Segen und Wohlergehen bringen möge, berührte er kurz auch die Frage der Rüstungen. Ohne Zweifel stehe, so führte Nuntius Marmaggi aus, heute jeder Staat auf dem Standpunkt, daß er für seine Sicherheit und in den Grenzen seiner Sicherheit das Recht zur Rüstung fordern müsse. Aber in dem Augenblick, wo diese Rüstungen für alle Völker eine unerträgliche Last darzustellen begännen und zur Verarmung beitrügen, gelange man zu der Erkenntnis, daß die Verteidigung sich in eine Offensive verwandelte, auch dann, wenn der aufreizende Eindruck dieser Rüstungen nicht von neuem die Kriegsfurie heraufbeschwöre. Weiter gab Nuntius Marmaggi der Erwartung Ausdruck, daß der militärischen Abrüstung endlich auch die wirtschaftliche Abrüstung folgen müsse. Aus den Ergebnissen des alten Jahres könne man nützliche Lehren ziehen und man müsse wünschen, daß das neue Jahr im Zeichen kluger staatsmännischer Führung stehen möge. Seine Neujahrswünsche faßte Nuntius Marmaggi schließlich in den beiden Begriffen: Frieden und Wohlfahrt zusammen, worauf Staatspräsident Mościcki in polnischer Sprache aufs herzlichste für alle guten Wünsche dankte, die ihm, der Regierung und dem Lande von den Mitgliedern des diplomatischen Korps im Namen ihrer Länder durch den Mund des Apostolischen Nuntius dargebracht worden seien. Nach alter Sitte sei der erste Tag im neuen Jahre der Hoffnung auf eine bessere Zukunft geweiht. Beseelt von diesem Gefühl und mit Worten des Friedens auf den Lippen müsse man nun wieder an das schwere Tagewerk gehen. Besondere Aufmerksamkeit erfordere die Wirtschaftskrise. Aber auch die Arbeit an der moralischen und materiellen Abrüstung müsse zur Sicherung der Grundlagen des Friedens und mit Rücksicht auf eine bessere Zukunft nach allen Kräften gefördert werden. Die Vertreter der fremden Staaten seien noch mehr als andere dazu berufen, diesen Geist der Solidarität und loyalen Zusammenarbeit zu betätigen. In diesem Sinne richte er an die Mitglieder des diplomatischen Korps die Bitte, herzlichste Wünsche zum neuen Jahr den Staatsoberhäuptern ihrer Länder zu übermitteln.

Im Anschluß an den großen diplomatischen Empfang überbrachten noch Vertreter des Klerus, die Rektoren der Hochschulen und Vertreter des Heeres ihre Neujahrswünsche. Auch zahlreiche Abgeordnete und Senatoren hatten sich auf dem Schloß eingefunden.

Das neue Hochschulgesetz

Der Unterrichtsminister hat der akademischen Welt als Neujahrsgeschenk den Entwurf des neuen Hochschulgesetzes dargebracht, der dem Parlament zugestellt worden ist. Das Projekt

scheint nach dem ersten Überblick die Autonomie der Universitäten völlig illusorisch zu machen. Die Beschlüsse der Universitätssenate sollen in Zukunft von den Rektoren aufgehoben werden können und, wenn der Senat auf seinem Beschluß besteht, durch den Unterrichtsminister. Der Rektor soll durch die Delegierten der einzelnen Fakultäten auf die Dauer von 3 Jahren gewählt werden, aber von dem Staatspräsidenten auf Vorschlag des Unterrichtsministers bestätigt werden müssen. Wenn der Unterrichtsminister es ablehnt, einen Rektor dem Staatspräsidenten zur Bestätigung vorzuschlagen, dann sollen binnen eines Monats neue Rektorwahlen angesetzt und zwei Kandidaten gewählt werden, von denen sich dann der Unterrichtsminister nach freiem Ermessen den ihm am geeignetsten Erscheinenden aussuchen kann. Der Rektor soll für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung auf dem Boden der Universität verantwortlich sein und die Hilfe der Polizei auf dem autonomen Gebiete in Anspruch nehmen können, wenn er dies für notwendig hält. Die Polizei soll aber auch aus eigener Initiative, wenn sie die öffentliche Sicherheit oder Leben und Eigentum einzelner Personen gefährdet glaubt, in den Universitäten eingreifen und jederzeit auf ihrem Gebiet vordringen, Verhaftungen vornehmen und Versammlungen auflösen können.

Die Hörer an den Universitäten werden wegen Verletzung der Universitätsvorschriften, Verstößen gegen die Universitätsordnung und Störung des Unterrichts und der wissenschaftlichen Arbeiten in Zukunft nicht nur zur strafgesetzlichen, sondern darüber hinaus auch zur disziplinarischen Verantwortung gezogen. Als Disziplinarstrafen werden ihnen außer einer Verwarnung die Nichtanrechnung eines Teils ihrer Studienzeit, die zeitweise Ausschließung vom Besuch der Universität und endlich als schwerste die Aberkennung des Rechts zum Universitätsstudium auf Lebenszeit überhaupt angedroht. Die Disziplinarstrafen werden vom Rektor in Einvernehmen mit den Disziplinarkommissionen verhängt.

Die Studenten sollen auch in Zukunft das Recht haben, eigene Vereinigungen zu bilden, dieselben sollen aber der Aufsicht des Unterrichtsministers unterstehen und sich auf keinen Fall politisch betätigen dürfen. Jede Mitgliederversammlung von studentischen Vereinigungen soll vorher vom Rektor genehmigt werden müssen und in Gegenwart von Aufsichtspersonen stattfinden. Das neue Gesetz soll am 1. September 1933, in bezug auf die Rektorwahlen und das Eingreifen der Polizei auf den Universitäten jedoch bereits am 1. Mai 1933 in Kraft gesetzt werden. An einer Annahme durch das Parlament kann bei der absoluten Mehrheit des Regierungsblocks kein Zweifel bestehen. Die Rektorwahlen sollen erstmalig in diesem Jahre auf die Dauer von zwei Jahren vorgenommen werden.

Italienischer Alarmruf

Eine Reise Malvys nach Mallorca veranlaßt den Pariser Korrespondenten der Turiner „Stampa" zu einem Alarmruf. Malvy, der eine Reihe von Rekognoszierungsreisen an der Küste von Mallorca machen werde, sei der Mann, dessen sich Frankreich bei der politischen und militärischen Durchdringung Spaniens bisher bedient habe. Seine Reise sei ein Beweis dafür, daß die Dinge in bezug auf die Errichtung einer ausschließlich für Frankreich bestimmten Flottenbasis auf den Balearischen Inseln ziemlich weit gediehen sein müsse. Die Madrider Regierung scheine die Absicht zu haben, Frankreich im Falle eines Konfliktes eine viel weiter gehende militärische Unterstützung zu gewähren als seinerzeit den deutschen Unterseebooten. Es wäre, so meint der Korrespondent, außerordentlich erwünscht, daß Spanien aufgefordert würde, erschöpfende Auskünfte über dieses Thema zu geben und daß die außerordentlich wichtige eventuelle Verschiebung des Gleichgewichtes im Mittelmeer, so lange es noch Zeit sei, zum Gegenstand eines internationalen Gedankenaustausches gemacht werde. Im Falle der Wiederaufnahme der Besprechungen für eine französisch-italienische Flottenverständigung dürfe auf keinen Fall dieses neue Moment außer acht gelassen werden, mit dem das ganze Problem von Grund auf verändert werde.

„La Republique" zum italienisch-französischen Problem

„La Republique" regt an, das italienisch-französische Problem durch Konzessionen in Afrika zu bereinigen. Frankreich könne dafür sorgen, daß Abessinien als Interessensphäre überlassen werde. Gegebenenfalls müsse Frankreich den Völkerbund bestimmen, Italien ein Mandat über Liberia zu übertragen. Das Blatt hält es auch nicht für unmöglich, daß mit französischem Geld die wirtschaftliche Durchdringung des Balkans durch Italien gefördert werden könne. Bedingung für eine Regelung auf dieser Grundlage sei, daß Italien mit Frankreich ein endgültiges Abkommen abschließe, in dem den französischen Interessen Rechnung getragen werde.

Japaner bombardieren chinesische Stadt

Schanghai. In Schanghaikwan sind neue schwere Kämpfe zwischen Japanern und Chinesen ausgebrochen. Die japanischen Truppen sind durch das Haupttor in das befestigte Schanghaikwan eingedrungen, wo sich am Sonntag abend blutige Straßengefechte abspielten. Die Zahl der Toten und Verwundeten ist noch nicht bekannt.

Wie die neuen Feindseligkeiten zum Ausbruch gekommen sind, steht noch nicht fest. Nach einem Bericht des japanischen Hauptquartiers seien die militärischen Maßnahmen der japanischen Truppen darauf zurückzuführen, daß am Montag drei japanische Soldaten und ein Offizier von den Chinesen getötet worden seien.

Nach chinesischen Berichten eröffneten die Japaner aus unbekannten Gründen das Feuer auf die Chinesen, das diese erwiderten.

Nach japanischen Meldungen haben chinesische Truppen eine Eisenbahnbrücke in der Nähe Schanghaikwans in die Luft gesprengt. Die Japaner haben ein Bombengeschwader nach Schanghaikwan entsandt.

Schanghaikwan befindet sich nunmehr in japanischem Besitz.

Schanghai. Die Kämpfe zwischen Japanern und Chinesen in Schanghaikwan sind von neuem entbrannt, nachdem die Japaner Verstärkungen erhalten hatten. Berichten aus Tientsin zufolge haben japanische Flugzeuge über Schanghaikwan 12 Bomben abgeworfen. Die Mauern der Stadt sind von 4 Feldgeschützen unter Feuer genommen worden. Japanische und mandschurische Truppen haben den Bahnhof von Schanghaikwan besetzt. Es hat den Anschein als ob 3000 japanische und mandschurische Soldaten sich zur Abreise nach Tsingwangtau rüsten, das bereits innerhalb der großen chinesischen Mauer liegt.

Tokio. Die Telegraphenagentur „Schimbun Rengo" teilt mit, daß sich die chinesische Regierung bereiterklärt hat, 300 000 Truppen mobil zu machen, um sie nach der Provinz Jehol zu bringen. Die Truppen befinden sich schon auf dem Marsche, um die chinesischen Streitkräfte dort zu unterstützen.

Feuergefecht zwischen Italienern und Franzosen in Schanghai

Schanghai. In dem Schanghaier Vergnügungsviertel kam es zu einem blutigen Feuergefecht zwischen italienischen Matrosen und französischen Soldaten. Wie verlautet, wurden dabei 2 Personen getötet. Auf beiden Seiten wurden mehrere Gewehrschüsse abgefeuert. Französische und italienische Militärpatrouillen, die mit der Zerstreuung der Kämpfenden beauftragt worden waren, beteiligten sich an dem Gefecht.

Teilweise Herabsetzung der Preise für Tabakwaren

Am 30. Dezember hat der Finanzminister eine Verordnung unterzeichnet, die eine Herabsetzung der Preise für Tabakwaren ab 1. Januar 1933 vorsieht. Laut dieser Verordnung werden pro Stück kosten:

Zigarren: Regalia 2,30, Delicias 2,20, Coronas 1,20, Favoritas 0,65, Pro Patria 1,00, El Aliento 0,90, Havana 0,65, Ratuszowe 0,65, Belweder 0,65, Commerciales 0,55, Excelsior 0,50, Brytanika 0,40, Kopernik 0,40, Wawel 0,40, Trabuko 0,35, Kuba 0,30, Sennora 0,30, La Pintura 0,25, Soledad 0,23, Portoriko 0,20, Nil 0,25 zl.

Zigaretten: Gabinetowe 15, Tryumf 12,5, Zlota Pani 10, Egipskie przednie 9, Ariston 7,5, Egipskie 6,5, Silesia 6, Pomorski Narytas 3,5, Elgski Narytas 3,5, Wiska 2, Dames 9, Pani 7, Maden 6, Obstalunkowe 6, Ergo 5, Prezydent 4,5, Grand Prix 4, Klub 4, Damskie 3,5, Nadjo 2,5, Wanda 1,5, Egipskie przed. odnik. 10, Egipskie odnik. 7,5, Ergo odnik. 6 gr.

Eine Aenderung im Preise haben außerdem erfahren Zigarettenkollektionen in Luxusverpackung, die nunmehr 13,50 zl für 100 Stück kosten werden, und Spezialpfeifentabak, der 40 zl pro Kilo kosten wird. Die anderen Tabaksorten haben keine Preisänderung erfahren.

Die Neujahrsempfänge bei Hindenburg

Im Gebäude der alten Reichskanzlei, der gegenwärtigen Wohnung des Reichspräsidenten, fanden am Neujahrstag die seit Jahren üblichen Empfänge beim Reichspräsidenten statt. Als erste Gratulanten erschienen nach altem Brauch die Halloren (Gilde der Salzbergwerke aus Halle, A. d. R.) bei Hindenburg. Bei dem sodann folgenden Empfang des diplomatischen Korps brachte der Nuntius Orsenigo in einer Ansprache die Wünsche der fremden Staatsvertreter dar, wobei er auf das Problem der Arbeitslosigkeit, als das zur Zeit dringlichste, besonders hinwies. Der Reichspräsident erwiderte mit einer Ansprache, in der er erklärte, das neue Jahr müsse einen entscheidenden Wandel der Dinge bringen, da große politische Fragen auch heute noch der Lösung harren. Es folgte sodann der Empfang der Reichsregierung, bei dem der Reichskanzler und der Reichspräsident Glückwunschansprachen austauschten. Schließlich kamen die Empfänge der Vertreter des Reichsrates, des Reichstagspräsidiums, der Reichswehr und Reichsmarine, der Reichsbank und Reichsbahn sowie der übrigen Reichsbehörden, um dem Reichspräsidenten ihre Glückwünsche auszusprechen.

Keine 5-Mächtebesprechung vor der Abrüstungskonferenz

Die von Macdonald geplante Einberufung einer 5-Mächtebesprechung über die praktische Auslegung der deutschen Gleichberechtigung, die vor dem Wiederzusammentritt der Abrüstungskonferenz in London stattfinden sollte, ist nunmehr, wie der diplomatische Mitarbeiter des „Daily Telegraf" meldet, von der englischen Regierung praktisch aufgegeben worden. Sowohl Reichskanzler von Schleicher, wie auch der französische Ministerpräsident Paul-Boncour zeigten sich abgeneigt, an einer solchen Konferenz teilzunehmen.

Aus Stadt und Land

Spende für die Abgebrannten in Reichau:

Lang J., Lemberg, 2,— zl.

Besten Dank!

Lemberg. (Aufführung.) Wie wir bereits mitteilten, findet am 15. und 22. Jänner um 5 Uhr nachm. im neuen Bühnensaale eine Aufführung statt. Vorverkauf ab Donnerstag im „Dom"-Verlag, Zielona 11, zwischen 5 und 6 Uhr nachm. (Näheres siehe Anzeige.

Münchenthal. (Weihnachtsfeier.) Auch heuer beschloß man bei uns in Münchenthal die Weihnachtszeit zur echten Christfeier auszugestalten. Es herrschte Vorfreude schon im Advent, da an mehreren Abenden geistliche Lieder — alte und neue — geübt wurden. Besonders hervorzuheben ist, daß an solchen Liederabenden die verheirateten Männer meistenteils teilnahmen, wogegen die jungen Burschen sich sehr spärlich sehen ließen. Diese Gleichgültigkeit der Jugend verursacht dann Schwierigkeiten beim Chorgesang in der Kirche, weil hier jeder mitsingen will, ohne geübt zu haben und daher Störungen eintreten. Es würde daher sehr ratsam sein, daß in Zukunft alle Sangeslustigen in Münchenthal bei Singabenden vollzählig erscheinen.

Am heiligen Abend fand wieder der Umzug des Hirtenspiels statt.

Am 1. Weihnachtstage fand eine erhebende Weihnachtsfeier im deutschen Volkshause statt. Das Festprogramm hatte den Sinn einer geistig-religiösen Anschauung über die Geburt des Heilandes. An erster Stelle stand ein Weihnachtsgespräch von 4 Mädchen, das großen Beifall fand. Dann folgten 15 Vorträge von Weihnachtsgedichten, denen ebensoviele deutsche Weihnachtslieder angepaßt waren. Es war erfreulich, wie die Kleinen in den Vorträgen der Gedichte und Lieder wetteiferten. Trotzdem ihnen die deutsche Schriftsprache in Wort und Schrift nicht geläufig ist, da sie solche weder in der Schule noch im Elternhause lernen, so haben sie in kurzer Zeit doch bewiesen, daß der Wille, wenn er da ist, seinen Zweck erreichen kann. Die Kinder haben ihren Eltern gezeigt, daß sie etwas leisten können, was jenen unglaublich erscheint.

Weiter folgte die Aufführung des Stückes „Ein Besuch beim Weihnachtsmann". Dieses Stück rief bei den kleinen Zuschauern volle Begeisterung hervor. So erschienen Schneewittchen und Dornröschen in ihren königlichen Erscheinungen, Rotkäppchen in seiner bunten Tracht, Hänsel und Gretel, Aschenbrödel und Pechmarie und die 7 Zwerge, sowie der Weihnachtsmann. Das Jubeln der Kinder fand kein Ende. Großen Lob fand dann das Stück „Weihnachten im Walde" in drei Aufzügen, von Johannes Wendt. Es ist keine Ueberschätzung, wenn gesagt werden muß: „Diese Kleinen haben Unglaubliches geleistet und vollbracht. In erhebungsvoller Stimmung waren am Schlusse alle Zuschauer und konnten nicht genug Lob den Spielern sowie auch dem Spielleiter zollen. Man anerkannte die Leistung als eine noch nie Dagewesene. Hoffentlich werden nun auch solche Eltern, die stets die Teilnahme ihrer Kinder an Aufführungen verwarfen, einsehen lernen, daß es nur zu Nutz und Frommen ist, Kinder auf der Bühne auftreten zu lassen, nicht nur für die Kleinen, aber auch für die Großen und Alten. „So möge nun die Erinnerung der diesmaligen Weihnachtsfeier bis zur nächsten Weihnacht gute Früchte tragen!" Josef Massinger.

Unterwalden. (Vorstellung.) Seit der Aufführung von „Josef Heidingers Lore" am Erntedankfest, dem 28. August 1932, wurde in Unterwalden nicht mehr Theater gespielt. Das Stück gefiel außerordentlich, doch sah man infolge der herrschenden Geldknappheit von weiteren Veranstaltungen ab. Auch zu Weihnachten sollte nichts aufgeführt werden. Ein jeder läßt den Kopf hängen, und es kommt vor, daß mancher in seinem Sorgendusel oft den Morgengruß des Vorübergehenden nicht mehr hört. So konnte es nicht weiter gehen. Die Menschen bedurften einer Aufpulverung. Frl. Olga Rudolf, des Lehrers Zweite, die in Wien außer vielen ernsten Sachen, die sie lernte, auch manch lustigen Ulk auffing, und andere Buben und Mädel zeigten guten Willen, um dies durch eine lustige Vorstellung, die pro Person einige Groschen kosten sollte, zu erreichen. Es wurde fleißig geprobt, und am zweiten Weihnachtstage konnte verlautbart werden, daß am Abend um 7 Uhr auf der Bühne allerlei bunte Stückchen zum Eintrittspreis von 30 und 10 Groschen gezeigt werden. Das zog. Um Schlag 6 war der Saal zum Bersten voll. -- Der Vorhang hob sich, und W. Fritz trug das Gedicht „Das erste Lied" von Viktor Blüthgen formvollendet vor. Es folgten nun die Aufführungen: 1. die Ballade „Das Schloß in Oesterreich", 2. das Minnespiel „Hans und Liese" mit Gesang, 3. die Komödie „Die Entfettungskur der Frau Mayer durch Dr. Kruzefix", 4. die Diebskomödie „Der Weltuntergang" und schließlich 5. das tragikomische Stückchen von M. Jaki „Wie's Jabche uf Bielitz kumm is". Es sind dies alles, mit Ausnahme des ersten, das ja allgemein bekannt sein dürfte, recht lustige Stückchen, die die Lachmuskeln stark in Tätigkeit setzen und auch hier ihren Zweck reichlich erfüllten.

Umrahmt wurden die einzelnen Darbietungen von Liedern, wie „In einem kühlen Grunde", „Vom edlen Rauchtabak", „Vom steinalten Jungferlein" u. a. m., die von den Spielern mit Lautenbegleitung schön zum Vortrag gebracht wurden. Manche Stückchen, wenn auch recht einfach, wie z. B. unter 5, verfehlen ihre Wirkung nicht, wenn die Spieler richtig kostümiert erscheinen. „Nun ade zur guten Nacht" mahnte die Zuschauer an das Ende des durchlachten Abends. Zum Schlusse ergriff Herr Kurator Edmund Jung das Wort und dankte den Spielern und besonders der Spielleiterin Frl. Olga für den lustigen Abend. „Das war mol on Owet" und „Gun Nocht!" hörte man allseits. Der Reingewinn von 36 zl wird zur Lehrmittelbeschaffung verwendet. K.

Nachruf

Neudorf, Sask. Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, am 21. November Karolina Hollinger, Witwe, aus der Zeit in die Ewigkeit abzurufen. Die Entschlafene war im März 1853 in Ugarstal in Galizien geboren. Daselbst wurde sie auch getauft und konfirmiert. In ihren Jugendjahren wanderte sie nach Rußland aus und verheiratete sich daselbst mit Michael Engel. Dieser Ehe sind vier Kinder entsprossen, von welchen noch 3 leben, Frau Ruecker in Lemberg, Sask., Frau Meier in Regina und Michael Engel in Lipton, Sask. — Nachdem ihr erster Gatte gestorben war, verheiratete sie sich zum zweitenmal mit Andreas Schramm. Diese Verbindung wurde mit 6 Kindern gesegnet, 2 davon sind gestorben. Die überlebenden vier Söhne sind: Heinrich und Rudolph Schramm in Vancouver, Jacob Schramm in Oakshella, Sask., und Alexander Schramm in Lipton, Sask.

Im Jahre 1893 wanderte die Entschlafene mit ihrer Familie nach Canada aus und ließen sie sich in Winnipeg nieder. Als ihr zweiter Mann im Jahre 1899 gestorben war, verheiratete sie sich wieder mit dem Witwer Jakob Hollinger von Neudorf, Sask., am 26. Juni 1900. Aus dieser Ehe sind keine Kinder vorhanden. Auf der Heimstätte nordwestlich von Neudorf hat sie etwas über 32 Jahre gewohnt und Freud und Leid mit ihrem Gatten geteilt. Am 20. Juni dieses Jahres verlor sie ihren dritten Gatten durch den Tod.

Im Oktober zog sie nach Regina zu ihrer Tochter Frau J. Meier. Daselbst verstarb sie am 21. November nachmittags um 3 Uhr. Ihr Leichnam wurde nach Neudorf gebracht, um an der Seite ihres Gatten bestattet zu werden. Die Leichenfeier fand bei zahlreicher Beteiligung am 24. November nachmittags in der Zionskirche statt. Der Trauerrede lag Hebr. 4, 9 bis 13 zugrunde. Ihr Leib ruht auf dem Friedhof der Zions-Gemeinde, deren Glied sie seit 1900 war. Durch Gottes Gnade hat sie ihr Alter auf 79 Jahre und 8 Monate gebracht. Ihr Abscheiden betrauern 7 Kinder, 40 Enkel und 34 Urenkel. Der Herr tröste alle trauernden Hinterbliebenen. Sie aber ruhe in Frieden und das ewige Licht leuchte ihr. K. W. St.

Banater Schwaben und andere Deutsche in U. S. A.

Von einem in Cincinnati geborenen Freund wird uns aus Ithaca (New York) geschrieben:

Der interessanteste deutsche Volksstamm in Cincinnati sind die Banater Schwaben. Sie sind jetzt die einzigen, die ihre eigene deutsche Elementarschule haben. Ihre Mundart ist dem Pennsylvanischdeutsch ähnlich; besonders in der Halbmundart, wie ich sie nenne — man könnte auch „untere Umgangssprache" sagen —, wo ein Ausgleich zwischen den verschiedenen Dorfmundarten stattgefunden hat, ist die Aehnlichkeit bemerkbar. Die „Schwowe" sind jetzt überall in Cincinnati. Viele sind im alten Gebiet „Ueber'm Rhein", aber die meisten sind in den Vororten. In einem kleinen Dorf in der Nähe von Cincinnati, North College Hill geheißen, bilden sie beinahe eine Mehrheit. Meine Frau gehört diesem Volksstamme an, und durch sie habe ich dieses kerndeutsche Volk kennengelernt.

Trotz der Propaganda und der Hetze der nativistischen Elemente bleibt noch viel vom alten Cincinnati. Früher, als wir noch die deutsch-englischen Volksschulen hatten, war es freilich besser. Da war die Regel: ein halber Tag deutschen Unterrichts und ein halber Tag englischen Unterrichts. Jetzt hat der Krieg diesen Schulen den Todesstoß gegeben, und wenn man auch die Deutschen keine Barbaren mehr nennt, so lernen die Kinder doch in der Schule „One country, one flag, and one language", als ob Land und Sprache gleichbedeutend wären. Doch fängt man an, von einer deutschen Wiedergeburt in Cincinnati zu sprechen. Wir versuchen, uns ein deutsches Haus zu errichten, und die Zahl der deutschen Schüler in den deutschen Klassen der „Higk School" nimmt merklich zu. Ob wir das deutsche Leben retten und erweitern können, ist eine Frage. In einer Stadt, wo die Zahl der in Deutschland geborenen Bürger seit 1830 selten weniger als ein Viertel der Einwohner bildete, sollte es möglich sein. Noch immer bilden die Deutschen ein Fünftel der Einwohner, die Oesterreicher, Deutsch-Ungarn und anderen Deutschsprachigen nicht eingerechnet. Die Zahl derer, die Deutsch verstehen, ist nicht festzustellen. Es wäre aber nicht gewagt zu sagen: beinahe die Hälfte der Einwohner kann einigermaßen Deutsch. Wenn Führer sich finden, so könnte der deutsche Einfluß so groß werden wie früher.

Zeitschriften

„Deutsche Frauenkultur" Januarheft 1933 Frau und Volkstum — — diesen Gedanken, denen seit Jahrzehnten die Arbeit des Verbandes Deutsche Frauenkultur dient, ist auch das Januarheft der „Deutschen Frauenkultur" gewidmet. Die Dichterin Maria Kahle ruft die deutsche Frau dazu auf: „Hüterin, Erhalterin, Neubeleberin des Volkstums zu sein! Mutter — Mutter ihres Volkes zu sein!" Tiefergriffen schildert Mia Munier-Wroblewska die Not des kämpfenden Deutschtums im Osten. — Agnes Gerlach, die erste Vorsitzende des Verbandes Deutsche Frauenkultur zeichnet in klaren Umrissen die Wege der „Frauenkultur und Frauenbewegung" auf. — Der Kleiderteil des Januarheftes zeigt unter dem Leitgedanken „Deutsche Wertarbeit" Stoffe, Spitzen, Schmuck und ihre Verwendung an Erzeugnissen deutscher Werkstätten und Schulen. Beilage und Schnittbogen sind dem gleichen Thema gewidmet. Die Zeitschrift „Deutsche Frauenkultur" — Herausgeber Verband Deutsche Frauenkultur e. V., erscheint im Verlag Otto Beyer, Leipzig. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis des Einzelheftes 1 Rm. Mitglieder des Verbandes erhalten die Zeitschrift durch die Ortsgruppen. Nähere Auskunft über den Verband und seine Ziele erteilt die Geschäftsstelle Nürnberg-A., Königstraße 3.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen: privat:

Datum	Kurs
23. 12. 1932	8.92 —8.9275
27. 12. 1932	8.9325
28. 12. 1932	8.9325
29. 12 1932	8.93
30. 12. 1932	8.9325
2. 1. 1933	8.9325
3. 1. 1933	8.93

2. Getreidepreise pro 100 kg am 3. I. 1933.

	Loco Verladestat.	Loco Lemberg:
Weizen vom Gut	26.00—26.50	28.00—28.50
Weizen Sammelldg	21.75—22.25	23.75—24.25
Roggen einheitl.	13.75—14.00	15.25—15.50
Roggen Sammelldg	12.75—13.00	14.25—14.50
Mahlgerste	10.50—10.75	12.50—12.75
Hafer v. Gut	11.00—11.50	13.0)—13.50
Hafer Sammelladg.	9.50— 9.75	
Weizenkleie		8.00— 8.50
Roggenkleie		5.75— 6.00

3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf:

	Butter Block	Butter Kl.-Pg.	Sahne 24%	Milch	Eier Schock
27. 12. 1932	3.20	3.60	1.—	0.20	7.—
30. 12. 1932	3.—	3.20	1.—	0.18	6.80
31. 12. 1932	2.80	3.00	1.—	0.18	6.80
2. 1. 1933	2.80	3.—	1 —	0.18	6.80
3. 1. 1933	2.60	3.—	1.—	0.18	6.20

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen Lwów, ul. Chorążczyzna 12.

Der Weise und der Händler

Von Frank Arnau

Im großen Bazar von Bagdad hatte auch Nazr-ed-Din seinen Verkaufsstand. Er war ein angesehener Händler; reich an Erfahrung und von gutem Rufe. Er genoß das Ansehen der Alten und die Verehrung der Jungen, die von ihm zu lernen hofften.

Und es begab sich eines Tages, daß auf seinem Teppich stand Salah-ed-Din, der Wesir, und sich die Waren des Kaufmanns vorlegen ließ. Nazr-ed-Din holte seine verborgensten Kostbarkeiten aus den verstecktesten Winkeln hervor, und es blitzte und funkelte das Geschmeide. Gold, Silber und Edelsteine glänzten vor dem Wesir, der für Surbajah ein Geschenk suchte.

Der Handel währte lange; immer neue Kostbarkeiten schleppte der Händler herbei, um dem Auge des Wesirs wohlgefälliges zu zeigen. Und während der Wesir manch' auserlesenes Stück nach geschicktem Feilschen erstand, sah Scheffkyr, der Weise, still lächelnd dem Handel zu.

Der Wesir wurde handelseinig mit Nazr-ed-Din, und der Kaufmann übergab ihm unter feierlichen Ehrenbezeugungen die Kostbarkeiten. Und erst als der Mächtige gegangen war, bemerkte der Händler Scheffkyr, den Weisen.

„Und du, Scheffkyr", fragte er diesen, „findest nichts unter dem Geschmeide, das dir gefällt? Während der Wesir — Allahs Segen sei mit ihm! — das Seine fand, hast du keine Lust, mir etwas abzukaufen?"

Scheffkyr hob beide Hände zur Ehrenbezeugung und sagte sanft lächelnd:

„Weshalb sollte ich bei dir kaufen, da du mich doch reich beschenkt hast?"

Der Kaufmann sah den Weisen ungläubig an.

„Ich hätte dich beschenkt? Beim Barte des Propheten, — nicht daß ich darum wüßte!"

Der Weise aber blickte ihn versonnen an.

„Doch, Nazr-ed-Din! Du hast mich, dieweil du mit dem Wesir den Handel triebst, reich beschenkt. Ich habe bei dir umsonst gekauft, während der Wesir hart zahlen mußte. Und was ich kaufte, ist das Kostbarste! Was ich empfing Erkenntnis, Nazr-ed-Din! Sehe ich doch, da du all diese Kostbarkeiten vor Dir ausbreitest, wie viel, wie sehr viel Dinge es gibt, — deren ich zu meinem Leben, zu meinem Glück, zu meiner Zufriedenheit nicht bedarf...!"

Nazr-ed-Din schwieg; und da der Weise mit Allahs Empfehlungen von seinem Teppich forttrat, begann er nachdenklich seine Kostbarkeiten wieder zu verstauen. Zu seinem Sohne aber sagte er:

„Es ist gut, daß der Philosoph denkt und der Wesir kauft. Umgekehrt wäre es ein großes Unglück." — Sprach's und wandte sich freundlich lächelnd an einen neuen Besucher....

Im WALD und auf der HEIDEN

Elche als Reittiere

Die in den Ostpreußischen Jagdgründen lebenden „Recken der Vorzeit sind, was den meisten Zeitgenossen vollkommen neu sein dürfte, schon vielfach vom „Herrn der Schöpfung" in Dienst genommen worden.

Nicht nur als Zugtier ist der Elch verwendet worden, was aus den Chroniken der alten Universitätsstadt Dorpat in Livland festgestellt werden kann, sondern auch als Reittier ist dieses starke Wild mit ausgesprochenem Eigenwillen benutzt worden. Karl XI. von Schweden trug sich sogar mit dem kühnen Gedanken, in einem seiner Reiter-Regimenter die Pferde durch Elche zu ersetzen.

In seinem federnden Trott über dem Schnee wird der Elch von keinem Traber an Schnelligkeit erreicht und sollen die Tiere als Bespannung leichter Schlitten bis zu 35 schwedische Meilen und noch mehr geschafft haben.

Als Reittiere sind sie von den zahlreichen Verbrecherbanden der dortigen Gegenden benutzt worden, die sich auf diesen ausdauernden und äußerst schnellen Geschöpfen ganz besonders über die vielen endlosen Sümpfe, wo ihnen kein Pferd zu folgen vermochte, jedem Zugriff irdischer Gerechtigkeit entzogen.

Selbst die grausamsten Strafen, wie sie der Kosack Jermak Timofeitsch, der Eroberer Sibiriens im 16. Jahrhundert verhängte, vermochten nur allmählich, diese tief eingewurzelte Sitte auszurotten.

Auf Jagden in den Moorwäldern am Kurischen Haff und im Memeldelta sind selbst in Deutschland Elche geritten worden.

So hat der Mensch es fertiggebracht, das Wesen dieser urigen Recken völlig zu verändern, aber die stolze und majestätische Erscheinung des Elches wirkte sich unvorteilhaft dabei aus, als Zug- und Reittier benutzt zu werden, er trägt sich schlecht und verliert im Joch des Menschen den richtigen Eindruck, den dieser Riese in voller Freiheit darbietet.

—o—

Eine 1400jährige Eibe

Alljährlich stehen viele Deutsche bewundernd vor dem „tausendjährigen Rosenstock" zu Hildesheim, und beinahe ebenso berühmt war ein anderer Baumveteran, die „tausendjährige Linde" im Schloßhof von Bad Pyrmont, die leider von den schweren Herbststürmen zerschmettert worden ist. Es gibt aber einen noch älteren Baum in Deutschland, der als der älteste deutsche Baum überhaupt gilt.

In dem Dorfe Katholisch-Hennersdorf bei dem schlesischen Städtchen Lauban steht er und ist merkwürdigerweise keine Linde oder Eiche, sondern eine von den immer seltener werdenden Eiben. Das Alter des Baumriesen wird von Naturwissenschaftlern auf rund 1400 Jahre geschätzt. Die Eibe ist Privateigentum eines Grundstücksbesitzers und wird von ihm sorgsam gehegt. Der mächtige Stamm mißt fünf Meter im Umfang und ist innen hohl und wurde im vorigen Jahr mit Zement gefüllt. Trotz dieser „Ausbesserung" grünt die Eibe munter fort.

Jägerhumor

Die Jagd war soeben beendigt. Ein junger Jäger mit Monokel, neuem Gewehr, neuem Kostüm, neuen Gamaschen befindet sich in einem Zustand unbeschreiblicher Aufregung und Begeisterung. Er ruft den Förster: „Förster! Förster! Sagen Sie mir doch den Namen des Wildes, das ich heute niedergeknallt habe."

Der Förster antwortet: „Ich habe mich eben bei ihm danach erkundigt, er heißt Schmidt..."



„Himmelfahrt"

Von Karl Mohr

Auf einem Bauplatz steht eine Schiffschaukel. Davor ein Schild: Fahrt 15 Pfennig, für Kinder 10 Pfennig.

Wenn die Kähne, in denen geschaukelt wird, recht in Schwung sind, dann berühren sie mit beiden Enden abwechselnd die Ueberdachung des Unternehmens. Sie besteht aus tiefblauem Stoff, in den allerhand Gestirne eingezeichnet sind, soll also den Himmel darstellen. Die rückwärtige Wand ist bemalt mit Pyramiden, Sphinxe, Palmen, Karawanen — kurzum mit dem, was für die Besucher der Schaukel Wunderland ist. Die in der Mitte aufgestellte Orgel dröhnt „Dichter und Bauer" von Suppé.

Auf und nieder schweben die kleinen Kähne, die Mienen der Insassen sind erdentrückt. Männlein und Weiblein schweben dahin, kniebeugend streben sie nach, höher und höher zu kommen, tief einzutauchen in das blaue Tuch, in den Himmel.

Es ist für sie der Himmel. Bis die Zeit um ist. Dann klingelt's. Fauchend, quietschend kommen die kleinen Kähne zum Stehen. Aus ist's mit Himmelfahrt und Wunderland.

Knappe fünf Minuten hat der Spaß gedauert.

Ach, wie bald doch werden wir aus Traum und Illusion gerissen, zurück zu Nüchternheit und Alltag!

FÜR DIE JUGEND

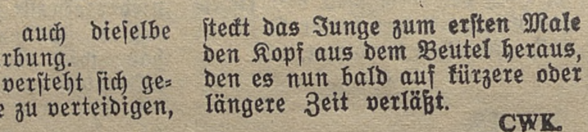
Vom Riesen-Känguruh

Einen seltsam hüpfenden Gesellen von grotesker Gestalt finden wir in unseren zoologischen Gärten, über den es sich schon ein paar Worte lohnt. Langsam und unbeholfen humpelt er herum, stützt sich auf die kurzen und schwachen Vordergliedmaßen, um seine Nahrung aufzunehmen, um plötzlich durch irgend etwas erschreckt in riesigen Sprüngen davon zu eilen. Es ist der Ureinwohner der steppenartigen Ebenen Australiens, das Riesen-Känguruh. In bergigen und waldigen Gegenden seiner Heimat vermag es Sprünge bis zu 10 Metern auszuführen, so daß es nicht einmal von den schnellsten Hunden und Pferden eingeholt werden kann, denn das Känguruh setzt über alle Hindernisse auf seiner Flucht hinweg, die die Verfolger erst umgehen müssen. Wie man aus dem Bilde ersieht, sind die hinteren Gliedmaßen unvergleichlich groß und stark zu den vorderen, der riesige muskulöse Schwanz hilft beim Absprunge. Hauptsächlich Pflanzenfresser, ähnelt der Kopf des Känguruhs dem des Rehes und zeigt auch dieselbe graubraune Fellfärbung.

Das Känguruh versteht sich geschickt gegen Feinde zu verteidigen, di. Hinterläufe tragen eine starke Mittelzehe mit einem scharfen Nagel, der gefährliche Wunden schlagen kann.

Leider sind diese Tiere durch die rücksichtslose Verfolgung in den meisten Gegenden Australiens zurückgedrängt und teilweise ausgerottet, da sie in ihrer Heimat das dort fehlende Wild vertreten und leidenschaftlich gejagt werden.

Besonders eigenartig ist die Pflege und der Transport der nackten und hilflosen Jungen, die das Känguruh in einem Brustbeutel, einer großen Hautfalte des Bauches mit sich herumträgt, erst nach sieben Monaten steckt das Junge zum ersten Male den Kopf aus dem Beutel heraus, den es nun bald auf kürzere oder längere Zeit verläßt.

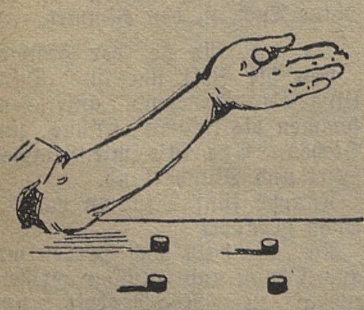


CWK.

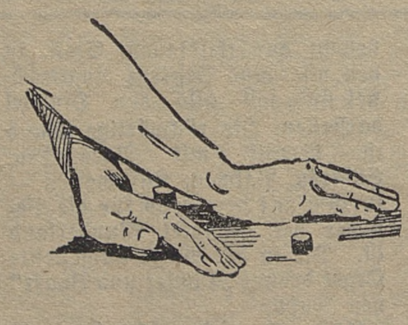
Die wandernden Korken

Man braucht zu diesem Kunststück fünf Korkscheiben, die man aus Flaschenkorken schneidet. Vier davon legt man als die vier Ecken eines Rhombus auf den Tisch, an dem die Zuschauer sitzen. Die fünfte klemmt man, ohne daß es gesehen wird, an der Daumenwurzel der linken Hand, zwischen Handballen und Daumen fest. Man muß vorher durch Uebung erreicht haben, den Korken in dieser Weise leicht vom Tisch aufzuheben, ohne daß es von oben an der Haltung der Hand zu sehen ist.

Nun legt man die beiden Hände gekreuzt so auf den Tisch, daß jede einen Korken überdeckt, also etwa die linke Hand den für die Zuschauer linken, die rechte den rechten, während der vordere und der hintere Korken sichtbar bleiben. In diesem Augenblick läßt die linke Hand den eingeklemmten Korken los, während die rechte den von ihr überdeckten Korken aufnimmt.



So verbirgt man den fünften Korken in der linken Hand

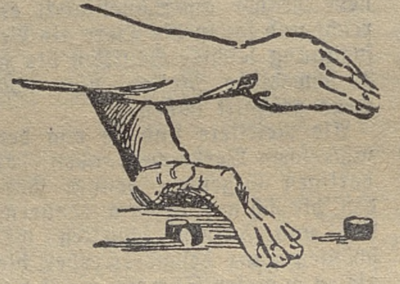


Die Kreuzung der Hände auf dem Tisch

Hebt man jetzt beide Hände empor, so liegen links zwei Korken, rechts gar keiner; denn indem die rechte Hand emporgehoben wird, hat sie ja den einzigen unter ihr befindlichen Korken mitgenommen. Somit scheint ein Korken in rätselhafter Weise von rechts nach links gewandert zu sein.

Jetzt deckt man die rechte Hand über die zwei Korken links, die linke über den vorderen Korken. Die rechte läßt ihren Korken los, die linke nimmt den unter ihr liegenden Korken auf. Beim Aufheben der Hände sehen die Zuschauer zu ihrem Erstaunen nun links drei Korken und außerdem nur noch hinten einen. Es ist also wieder ein Korken gewandert.

Endlich überdeckt man die drei Korken links mit der linken Hand den einen einzeln stehenden mit der rechten, nimmt ihn auf, während die linke ihren Korken losläßt, und somit liegen schließlich links alle vier Korken, sonst nirgends einer. Schnell fährt man danach mit der rechten Hand in die Rocktasche, um dort den fünften Korken abzulegen, damit man nun beide Hände ganz frei hat.



Die rechte Hand wird emporgehoben

Dieses Kunststück muß jedoch sehr gut eingeübt werden, damit die einzelnen Handbewegungen recht schnell aufeinander folgen können. Es wird den verblüffendsten Eindruck machen, wenn das Kunststück im ganzen nur wenige Sekunden Zeit in Anspruch nimmt.

Der verschwundene Zigarrenring

Zu diesem Kunststück gehört allerdings eine recht erhebliche Geschicklichkeit. Es heißt zunächst einmal fertig zu bringen, den Zeigefinger blitzschnell nach der Innenhand zu klappen und sofort wieder zu strecken, ohne daß sich ein anderer Finger dabei bewegt. Die Spitze des Zeigefingers soll dabei für einen ganz kurzen Augenblick zwischen Handfläche und Daumenwurzel gelangen, so kurze Zeit, daß die ruckartige Bewegung kaum bemerkt werden kann.

Hat man nach längerer Uebung diese Fertigkeit gelernt, so läßt sich ein verblüffendes Kunststück ohne Mühe ausführen, wobei man versuchen muß, die Aufmerksamkeit der Zuschauer von der zaubernden Hand abzulenken. Wir nehmen einen jener farbigen Papierringe vorsichtig von der Zigarre ab, feuchten die Stelle, an der er zusammenklebt, an, damit sich die Leimung löst, und breiten ihn aus. Er besteht aus dünnem Papier, das leicht zerreißt. Deshalb muß er für unsere Zwecke mit steifem Papier gefüttert, d. h. unterklebt werden; überstehende Enden schneidet man ab. Dann wird der Papierstreifen wieder zu einem Ring zusammengeleimt, der sich leicht auf die Spitze des Zeigefingers setzen läßt.

Nun beugt man in dem Augenblick, in dem man ankündigt, der Ring werde jetzt nach der Zimmerdecke fliegen, den Zeigefinger blitzschnell gegen die innere Handfläche und streift ihn hier ab, wo er in der Hautfalte zwischen Handfläche und Daumenwurzel eingeklemmt wird; sofort aber wird der Zeigefinger wieder gestreckt. Die Zuschauer werden in die Höhe geblickt und daher die schnelle Fingerbewegung nicht bemerkt haben. Ganz plötzlich holt man ebenso den verschwundenen Zigarrenring wieder hervor.

Gold- und Silberkugeln

Die französische Stadt Pondichery wurde im Jahre 1793 von den Engländern belagert und war eines Tages, da ihr von Land und See aus die Zufuhr abgeschnitten, nicht mehr imstande, das Feuer der Engländer zu erwidern.

Zwar war Pulver noch in genügender Menge vorhanden, aber es fehlte an Kugeln.

Alles Eisen, Gitter an den Denkmälern, Kreuze auf den Kirchen, Wetterfahnen hatte man bereits in Kartätschen verwandelt.

Nach Abhaltung eines Kriegsrates, als keiner mehr Rat wußte, um eine Uebergabe der unglücklichen Stadt zu vermeiden, bat ein Inder um die Erlaubnis, an die Mitglieder des Kriegsrates ein paar Worte richten zu dürfen. Er stellte sich als Oberhaupt der Sekte der Vellaja vor, mit Namen Pandira Pouleh, der reichste Mann der ganzen Stadt.

Sich tief vor der Versammlung verbeugend, sprach er: „Meine Herren! Als ich hörte, daß ihre Munition erschöpft ist und Sie beschlossen haben, sich zu ergeben, schickte ich 50 Kisten Rupien nach den Wällen. Glauben Sie nicht, daß das ausgezeichnete Kugeln geben wird?"

Lauter Beifall lohnte seine Worte. Jeder kehrte auf seinen Posten zurück. Die Verteidigung wurde erneut aufgenommen. 20 Tage lang donnerten aus den Geschützen Gold- und Silberkugeln auf die Engländer. Insgesamt wurden etwa 10 Millionen Franken, eine ungeheure Summe zur damaligen Zeit, aus den Schlünden der Kanonen herausgefeuert.

Fridolin

Novelle
von **Rudolf Presber.**

Der Rentier Borromäus Jädecke legte eines Tages, als er gerade dabei war, einen Kalbsnierenbraten zu tranchieren, das große Messer auf die Seite, faltete die Hände über den geräumigen Bauch und äußerte: „Mir ist nicht gut." Dazu schloß er die Augen.

Seine tüchtige Gattin Ernestine, geborene Kumms, die das „nicht gut" auf den Kalbsnierenbraten bezog, entgegnete spitz, daß sie nicht in dem Kalb stecke, daß ferner kein Verlaß mehr auf die modernen Köchinnen sei, die des Sonntags große Hüte trügen und des Werktags nicht kochen könnten; und daß überdies die Auguste eine Zahnwurzelhautentzündung habe, die sie sehr schmerze, aber leider nicht bewegen könne, einen Zahnarzt aufzusuchen.

Auf alle diese Mitteilungen reagierte der Rentier Borromäus Jädecke nicht. Er schien sogar gar nicht zuzuhören. Sein Haupt war tief auf die sich bauschende Hemdbrust herabgesunken. Der silberdurchzogene Vollbart stellte sich um das blasse Doppelkinn wie eine wunderlich struppige Halskrause. Die Augen blieben geschlossen.

In diesem Augenblick schob Fridolin Jädecke, der fünfzehnjährige Sohn des Ehepaares und die einzige Frucht ihrer ehelichen Liebe, mit dem Handrücken das Weißbrot beiseite, aus dem seine Finger sinnvolle Figürchen geknetet hatten, und sagte ganz leise:

„Mutter, sieh doch — Vater w i r d doch nicht ...?"

Die Uhr schlug gerade zwei.

Fridolin erinnerte sich später stets dieses Umstandes, wenn er vom Tode seines Vaters erzählte. Er nannte diesen Tod einen schönen; fügte aber allemal hinzu, daß ihm die Erinnerung edler erschiene, wenn der vortreffliche Mann wie Sophokles — er glaube, es sei Sophokles gewesen — an einer Weinbeere oder wie der große Plato am Schreibtisch gestorben sei. Ein Kalbsnierenbraten sei immer eine lächerliche Sache, obschon er nicht anzugeben wisse, warum.

Vor Ernestine, die vor sechzehn Jahren diesen braven Garnfabrikanten geheiratet hatte, um einen österreichischen Oberleutnant zu vergessen, türmten sich die Sorgen. Und sie bemühte sich, das durch die Länge ihrer Kreppschleier zum Ausdruck zu bringen.

Das letzte Porträt des guten Borromäus stand stets unter frischen Blumen auf ihrem Schreibtisch, und sie hielt oft heimlich Zwiesprache mit ihm. Um Nahrung, Kleidung und Wohnung brauchte der Zurückgebliebenen ja nicht bange zu sein. Aber wie würde sie den Sohn erziehen? Wie würde sie ihn durch die starrenden Klippen des humanistischen Gymnasiums lancieren?

Auf Fridolins verstellbarem Patentpult, an dem er seine Schulaufgaben erledigte, wenn er nicht gerade mit einem kleinen Netz im Aquarium zwischen den Schlingpflanzen herumfuhr oder in seiner Käfersammlung die abgefallenen winzigen Insektenbeine mit der Pinzette vom Korkboden der Kästen pickte, lagen immer Bücher aufgeschlagen, Bücher, die mit ihren unlesbaren griechischen Buchstaben, mit ihren rätselhaften mathematischen Zeichen die forschende Mutter in die höchste Unruhe versetzten.

Eines Tages aber las sie in einem dieser schrecklichen Bücher unter der Ueberschrift „Moduslehre", die ihr wenig sagte, den anregenden Satz: „Modi nennt man diejenigen Formen des Verbums, durch welche das Verhältnis der ausgesagten Tätigkeit zur Wirklichkeit bestimmt wird."

Durch eine kühne Gedankenverbindung dachte sie alsbald — ohne sich weiter um die vier Modi zu kümmern, die im nachfolgenden der griechischen Sprache nachgesagt wurden — über den Modus im Leben ihres Sohnes nach und kam zu der beängstigenden Gewißheit, daß hier das „Verhältnis der ausgesagten Tätigkeit" mit der „Wirklichkeit" durchaus nicht übereinstimmen wollte. Denn nach seinen Bekundungen war Fridolin fleißig bis zur Erschöpfung; zu dieser ausgesagten fieberhaften Tätigkeit aber stand die Wirklichkeit der heimgebrachten Zensuren in einem schroffen und unerklärlichen Gegensatz.

Auch die reichlich gelegten Patiencen gaben leider widerspruchsvolle Orakel.

Einige mütterliche Zweckbesuche, für die das trostlose Witwentum durch einen besonders langen Kreppschleier betont wurde, brachten keine rechte Klarheit.

Der Ordinarius äußerte sich in langen Sätzen, die durch das ewig wiederkehrende „Einesteils-andernteils" auf das Gehirn der an solche Konstruktionen nicht gewöhnten Mutter eine lähmende Wirkung übten.

Der Mathematiklehrer verwechselte Fridolin mit einem nicht unbegabten, aber unbotmäßigen Zögling namens Ignaz Cohn (der aber dennoch die evangelische Religionsstunde mit genoß), ein Irrtum, der sich erst herausstellte, als Frau Ernestine ziemlich verwirrt schon wieder im Türrahmen stand.

Und der Herr Direktor äußerte sich nicht ohne Wohlwollen dahin: es gebe nach seiner eigenen Erfahrung viererlei Arten von Schülern: a) solche, die könnten und nicht wollten, b) solche, die wollten und nicht könnten, c) solche, die nicht wollten und nicht könnten, d) solche, von denen es ungewiß bliebe, ob sie nicht wollten oder ob sie nicht könnten. Er persönlich neige zu der Ansicht, daß Fridolin der Gruppe d zuzuteilen sei; doch bleibe immerhin die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er auch zu einer der andern Gruppen gehöre. Wie denn überhaupt erst das Abiturium einen wahren Einblick in den Wissensvorrat und die Wesensart des Schülers gestatte.

Um diese Erkenntnis von der Nützlichkeit des Abituriums reicher, über die Zukunft des Sohnes aber unaufgeklärt, verließ Ernestine Jädecke, geborene Kumms, das durch die Fülle seiner Bücherschränke imponierende Studiergemach des Direktors, das Herz voll heißer Sorge und den Kreppschleier voll kalten Pfeifenrauchs.

Kurze Zeit nach diesen denkwürdigen Besuchen ließ sie Fridolin vom Hausarzt untersuchen.

Dieser Gelehrte, der sich bereits durch langes Leben den Titel Geheimer Sanitätsrat zugezogen hatte, klopfte, während die Mutter in ängstlicher Spannung hinter einer spanischen Wand ihre Finger in das noch warme Unterwämschen des Sohnes krampfte, eine halbe Stunde lang schweigend an dem hageren nackten

Körper ihres Sohnes herum. Mit verhaltenem Atem behorchte er mittels eines langen dünnen Röhrchens Körperteile, in deren Innerem ein Laie niemals orientierende Geräusche vermutet hätte. Dann ging er mit der Mutter in die gute Stube, setzte sich in einen grünen Plüschsessel und stellte die Diagnose.

„Der Junge ist rasch gewachsen, aber gut gebaut. Herz und Nieren sind in Ordnung. Aber — hm — ja, aber im rechten Lungenflügel scheint eine kleine, unbedeutende Dämpfung vorhanden zu sein."

Als der Geheime Sanitätsrat diese Diagnose stellte, vergaß er leider, daß er am Tage zuvor, von der Hundstagshitze verlockt, ein Flußbad genommen hatte. Bei welcher Gelegenheit ihm etwas Wasser ins Ohr gekommen war, das seine akustischen Wahrnehmungen noch immer ein wenig beeinflußte.

Eine Dämpfung —! In der Lunge . . .

Er hätte Ernestine ebensogut sagen können, in zwanzig Minuten werde ihr Junge guillotiniert und eine Begnadigung durch den Landesfürsten sei nicht zu erhoffen.

Sie las tränenden Auges im Konversationslexikon nach, daß die Lunge das Atmungsorgan der Wirbeltiere — mit Ausnahme der Fische — und des Menschen sei, daß dieses notwendige Organ die Form eines durchgeschnittenen Kegels aufweise, schwammig-elastisch sei und unter dem Fingerdruck knistere. Dieses schreckliche „Knistern", von dem sie nie zuvor gehört hatte, verfolgte sie in ihre Träume. Und wenn sie jetzt ihren Sohn anfaßte, ihm die Hand gab, ihm das Haar streichelte, glaubte sie seine Lunge „knistern" zu hören. Ueber Lungenabszesse, Lungenbrand, Lungenerweiterung unterrichtete sie sich mit schreckhaftem Eifer; und ihr armer Kopf hatte in seinem ganzen Leben noch nicht so viele unaussprechbare Fremdwörter von dunklem Sinn hin und her geworfen als in diesen qualvollen Wochen, in denen der Band XI des Konversationslexikons: „Lederindustrie bis Lia Morgenstern", ihr jede von Haushaltssorgen freie Minute ausfüllte.

Aus der „kleinen, unbedeutenden" Dämpfung wurde in ihrer Phantasie rasch eine „große, gefährliche" Dämpfung. Sie sah die rechte Lunge schon zerstört. Und eines Tages hatte ihr Kummer den düsteren Ausdruck gefunden: „Fridolin hat nur *eine* Lunge."

Fridolin selbst merkte davon nichts.

Die Tränen, die seine Mutter immerzu vergoß, wenn er in ihren Gesichtskreis trat, brachte er in Verbindung mit seinen unerquicklichen Zensuren und einigen Rechnungen für Fensterscheiben in der Nachbarschaft, denen verirrte Kugeln seines Blasrohres gefährlich geworden waren. Und die angstvolle Fürsorge, mit der die brave Frau ihn umgab, mit der sie die Temperaturen in seinem Arbeitsraum regelte, seine Kleidung jeder Witterungsschwankung anpaßte und mit Milch, Fleischextrakt und Lebertran sein erstaunliches Wachstum unterstützte, schien ihm in Anbetracht seiner wertvollen menschlichen Qualitäten durchaus erklärlich.

Verwunderlicher kam es ihm schon vor, daß auch die Lehrer nach abermaligen Zweckbesuchen seiner Mutter ihn mit einer gewissen zarten Sorgfalt behandelten. Der Ordinarius setzte ihn vom Fenster, der Mathematiklehrer wieder vom Ofen weg; und als er sich in der Homerstunde an einem Lakritzenbonbon verschluckt hatte, stieg der Professor Böckelmann persönlich vom Katheder, klopfte ihm mit onkelhafter Vorsicht den Rücken und bat ihn, eine halbe Stunde im Schulhof in der Sonne langsam auf und ab zu gehen. Eine Ermahnung, der Fridolin um so lieber und eilfertiger nachkam, als er nicht präpariert hatte.

Der Turnlehrer aber, ein etwas robuster Herr, der wenig nachdachte, seine bescheidenen Denkresultate aber stets laut und ungeschminkt zum besten gab, verschaffte ihm eines Tages den Schlüssel zu dieser befremdlichen Ausnahmestellung Als nämlich Hochsprung mit Stange geübt wurde, ordnete dieser ganz in einen kakaofarbenen Trikotstoff gehüllte muskelstrotzende Mann in einem väterlichen Tone an:

„Der Fridolin Jädecke braucht nicht mitzuspringen, insofern, als daß er nur *eine* Lunge hat."

Nun wußte er's. Insofern, als daß er nur eine Lunge hatte!

Daher also kamen alle die Freundlichkeiten, die er genoß! Er hatte nur *eine* Lunge; was ein populärer Ausdruck für eine halbe Lunge sein mußte.

Er fühlte zunächst nur das Interessante des Falles und kam sich vor, als ob ihm jemand gesagt hätte, es sei nun erwiesen, daß er direkt von Karl dem Großen abstamme, oder in der Stunde seiner Geburt sei ein leuchtender Meteorstein durchs Fenster in die gute Stube auf den grünen Plüschsessel geflogen.

Am Abend dieses Tages, an dem die denkwürdige Turnstunde stattgefunden hatte, sagte er zu seiner Mutter, während er sich Kartoffelsalat zu dem kalten Hühnchen nahm:

„Ich habe also nur eine Lunge!"

Er sagte das ruhig, kühl und bloß feststellend, wie ein anderer etwa gesagt hätte: ich werde mir einen Strohhut kaufen, oder: ich muß meine Kneiferschnur erneuern.

Die Mutter fiel fast vom Stuhl, auf dem sie in ihrer Schreckhaftigkeit überhaupt nie fest saß. Sie wollte antworten, brach aber bloß in einen Strom von heißen Tränen aus.

Fridolin bat sie, sich zu beruhigen, und lobte, daß der Salat noch selten so wohlschmeckend gewesen sei.

Er fühlte sich von nun an in einer Heldenrolle.

Da er nicht die geringste Unbequemlichkeit von seinem angeblichen schweren Leiden spürte, so gab ihm sein Zustand nur Gelegenheit zu schönen Redewendungen, in denen er stoische Philosophie zum Ausdruck zu bringen sich mühte. Er sprach lächelnd von „dieser schönen Welt", die er allen guten Menschen gönnte, im Ton eines weisen Mannes, der schon heimlich auf die Uhr sieht, wann sein Zug geht. Er ließ die mütterliche Fürsorge ohne Widerspruch walten, aß Taubensüppchen, trank zur glacierten Kalbsmilch ein Glas alten Bordeaux, fuhr an sehr heißen und sehr kalten Tagen in der Droschke zur Schule und machte erfrischende Waldspaziergänge, wenn in seiner Klasse Extemporalien geschrieben wurden.

Zuweilen nahm er auch mit nachsichtigem Lächeln ein Fieberthermometer unter die Achsel, das ihm die zitternden Hände seiner Mutter reichten und das in all der Zeit nur ein einziges Mal über 37,5 Celsius anzeigte. Und dieses war, als sich Fridolin an seinem Geburtstag an Hummermayonnaise übernommen hatte.

Allen diesen eher erfreulichen als anstrengenden Uebungen unterzog er sich mit der lächelnden Miene und liebenswürdigen Geste eines gütigen Jünglings, der, eigene Unbequemlichkeiten tapfer niederkämpfend, seiner geliebten Umgebung noch eine letzte Freude machen will. Und hin und wieder floß in seine Rede eine Anspielung auf die heimlich gehegte Hoffnung, daß er bei all seinen menschlichen Fehlern, die er weder

leugne noch verkenne, seinen Nächsten ein ungetrübtes Erinnerungsbild zurücklassen werde . . .

Der Geheime Sanitätsrat, der auf dem grünen Plüschsessel in der guten Stube das schreckensvolle Wort von der „Dämpfung" gesprochen hatte, war nach einer heftigen Mittelohrentzündung gestorben. Auf seinem Grab stand eine Marmorurne, um die sich eine Schlange ringelte, die mit aufgesperrtem Rachen eine lange lateinische Inschrift fressen zu wollen schien; vielleicht weil sich ein grammatischer Fehler in diesen sinnreichen Spruch eingeschlichen hatte.

Sein Nachfolger war ein angenehmer, dicker junger Mann mit einem von Mensuren frikassierten Gesicht und einem kurzen, zuversichtlichen Lachen, das ihn zum Liebling lebenshungriger Patienten in wohlsituierten Kreisen machte. Dieser Doktor Egon Bänder hatte auch Fridolin untersucht und behorcht, bis ihm vor Anstrengung die Schmisse wie Frühstückswürstchen angeschwollen waren. Dann hatte er mit fröhlichem Lachen erklärt, er finde nichts an der Lunge; aber, lieber Gott, eine gute Ernährung, Waldspaziergänge und gelegentlich ein Aufenthalt im Süden werde dieser Konstitution, wie jeder anderen, besser bekommen als die ewige Berechnung von Kegelschnitten und die Präparation von Tacitus' Annalen. Und da die verehrte Frau Jädecke so gestellt sei, so . . .

Fridolin lächelte sein mildes, verzeihendes Lächeln. Er fühlte sich wohl in dieser Stimmung eines ewigen zu frühen Abschiednehmens, und wenn ihm einer vor aller Augen und jeden Einwand besiegend seinen zweiten Lungenflügel wieder eingesetzt hätte, er hätte solchen Eingriff als eine empörende Störung seines seelischen Gleichgewichts empfunden.

Er fühlte sich mit seinen achtzehn Jahren durchaus in der Abendsonne; und die Melancholie, die alle seine Unternehmungen, Gedanken und Aussprüche in violette Tinten zu tauchen schien, tat dem Auge seiner Seele unendlich wohl. Mit der Miene des greisen Stoikers, der sich nicht täuschen läßt über sich und seinen Zustand, zerlegte er weiter das bekömmliche weiße Fleisch gutgebratener Poularden, trank er weiter in gemessenen Zügen seinen dunkelroten Wein, bestieg er weiter, wenn das Wetter ungünstige Wendung zu nehmen schien, die Droschken seiner Vaterstadt.

Und dies alles tat er mit einem warmen Blick der Liebe auf seine Mutter, der zu sagen schien: „Für dich will ich mich schonen!"

Dabei war er auch gegen andere von einer verzeihenden Milde, die das Mutterherz tief rührte.

Ernestine hatte sich mit der Tante Karoline, der Stiefschwester ihres Gatten, überworfen, weil diese robuste Dame, die bereits zwei Männer hatte begraben und einen dritten in Gotha hatte verbrennen lassen, die Ansicht vertrat, der Geheime Sanitätsrat sei ein alter Schafskopf gewesen, und Fridolins Lunge sei gesund wie ihr Herz und wie der Kehlkopf ihres Harzer Rollers, der zur Verzweiflung der Anwohner auf dem Balkon der Tante von morgens bis abends sein etwas grelles Lied schmetterte. Fridolin aber hatte die Tante in sanfter Rede verteidigt und das schöne Wort gesprochen: der Himmel möge ihr die Kraft ihrer siebenundfünfzig Jahre erhalten, in der allein das Unverständnis für fremde Bresthaftigkeit und die Ablehnung unabwendbarer Gefahren liege. Für den Fall seines Todes aber hatte er auf besonderem Blatte angeordnet, daß die Tante ein in Leder gebundenes Exemplar seiner rhythmischen Horazübersetzungen erhalten sollte, die er die Mutter als Privatdruck herauszugeben und an Hand einer häufig von ihm vervollständigten Liste an die Freunde als „letzten Gruß eines Frühgeschiedenen" zu verteilen bat.

Fridolin hatte sich hübsch entwickelt. Er war ein schlanker Junge geworden mit leichten, mühelosen Bewegungen, mit roten Backen und guten Muskeln, dem das gewellte kastanienbraune Haar und der goldig schimmernde Anflug von Schnurrbart auf der vollen Oberlippe gut stand. Die gesunden weißen Zähne lugten ein wenig vor und schienen Eisen knacken zu können. Von allen Kinderkrankheiten war er verschont geblieben; und wenn nicht die besorgte Mutter mit leiser Stimme die Geschichte von der Lungendämpfung erzählt hätte (eine Erzählung, die übrigens keinem erspart blieb, der Ernestine Jädecke, geborene Kumms, länger als eine Viertelstunde zu sprechen den Vorzug hatte), der hätte geschworen, einen kerngesunden jungen Burschen vor sich zu haben.

Zuweilen hegte die Mutter selbst einen frohen Zweifel an des alten Geheimrats trauriger Diagnose. Dann aber lächelte Fridolin nur sein melancholisches Lächeln des Wissenden, in dem es wie ein gütiger Verzicht und heimlicher Abschied lag, sprach eines jener mitleidsvollen verschleierten Worte, aus dem leise und ohne Bitterkeit die Ueberzeugung naher Schicksalserfüllung klang; und Ernestine nahm wieder einmal seufzend den Baedeker vor, um einen Ort auszusuchen, dessen geschützte Lage und gesundes Klima dem geheimnisvollen Zustand ihres Lieblings in den Ferien zuträglich sein konnte.

Wenn es für die vortreffliche Frau noch eines Beweises bedurft hätte für den Ernst, mit dem Fridolin sein durch die Unauffälligkeit doppelt tückisches Leiden betrachtete, so war dieser Beweis erbracht durch die vornehm duldende, sich selbst überwindende Art, mit der ihr Sohn der Allbesiegerin einer gesunden, kraftvollen Jugend begegnete: der Liebe.

Sie hieß Thekla.

Ihr Bruder Konrad ging mit Fridolin in dieselbe Klasse. Als Fridolin sie kennenlernte, trug sie eine Defreggerfrisur und schwärmte für Mademoiselle Boulanger, eine sommersprossige Genferin, die im Institut Voltaires „Zaire" mit ihren Schülerinnen las, für Obsttörtchen und für Körners Gedichte.

Fridolin machte sie mit dem „Mirza Schaffy" bekannt. Und als er im Stadtgarten Scheffels „Trompeter" mit ihr besprach, küßte er sie zum erstenmal hinter einem Rhododendron.

Da es ein Gärtnerbursche gesehen hatte, der an den Marschall-Niel-Rosen die Läuse mit Nikotin abspritzte, schwebten sie beide mehrere Tage in großer Angst. In Konrads Ovidexemplar wanderten Briefchen hin und her, die tiefe Zerknirschung atmeten.

Aber der Gärtnerbursche war diskret und sah offenbar in der Vertilgung der Blattläuse eine würdigere Lebensaufgabe als in der Vernichtung eines jungen Menschenglücks.

So folgten jenem köstlichen Spaziergang um die Rhododendren einige Ausflüge in die Umgebung, bei denen Theklas Bruder Konrad zwei Schwestern Kleemüller zu unterhalten hatte, außerordentlich frischgewaschene blonde Mädels, die durch ein entzückend zweistimmiges Lachen alle Herzen eroberten, wenn sie zusammen erschienen, und die, einzeln genossen, schweigsam, bedrückt und sehr töricht waren. Da Konrads Herz heftig zwischen diesen beiden Schwestern schwankte und

die lieben Mädchen gewohnt waren, all die kleinen Huldigungen Hand in Hand gehend und, zweistimmig lachend, gemeinsam zu genießen, so blieb für die stets listig im Hintertreffen wandelnden Thekla und Fridolin reichlich Zeit und Gelegenheit zu seelischer Annäherung.

Bei Besichtigung eines Kuhstalls in Neu-Strettenau kam es hinter dem Schlafverschlag des Schweizers zu einem zweiten Kuß; und auf dem Söller der Ruine Dachsels hinter dem Rücken des mit vielen Verdienstbändern gezierten Wächters, der gewissenhaft das Fernrohr putzte, zu einem dritten.

Fridolin besaß bereits ein Zopfband, einen Zwirnhandschuh und eine lila gefärbte Hühnerfeder, welche Dinge sämtlich zu Theklas Erscheinung gehört hatten. Und in Theklas verschließbarem Nähkästchen ruhten unter dem koketten Bilde der Mademoiselle, dessen Entstehungszeit — wenn sie überhaupt die Dargestellte war — viele Jahre zurückliegen mußte, zwei welke Veilchensträußchen, eine lateinische Ode in sapphischen Strophen und ein deutsches Gedicht, in dem in Fridolins unverkennbar steiler Handschrift sehr kühn der isländische Vulkan Hekla auf Thekla gereimt war; ein Reim, dessen unbestreitbare Originalität durch den sonstigen Inhalt der poetischen Huldigung nicht überboten werden konnte.

Bei aller Verliebtheit hatte Thekla, wie das bei Mädchen mit Defreggerfrisuren häufig beobachtet wird, den Sinn für die Realität des Lebens nicht verloren. Auf einem Sonntagsausflug nach dem Birtzelsee, während Konrad die frischgewaschenen Schwestern Kleemüller ruderte, bis er Blasen an den Händen hatte, traf es sich, daß Fridolin und Thekla, dem Sport der anderen vom Ufer neidlos im Fichtenschatten zuschauend, auf die Ehe zu reden kamen.

Fridolin erklärte die Institution für den „idealen Menschheitszweck"; und Thekla fand in ihrem Herzen Gründe, dem beizupflichten.

Ohne die Gedankenbrücke ahnen zu lassen, die ihre Ideen knüpfte, fragte das Mädchen, während es mit der Schirmspitze kleine braune Rindenstückchen in den moosigen Waldboden eingrub, was er eigentlich zu studieren gedenke und wann dieses Studium beendet sei.

Da trat in Fridolins Auge jener merkwürdige unbestimmbare Ausdruck, der immer das Blau seiner Sehwerkzeuge umflorte, wenn er an seinen Zustand dachte oder an etwas, das damit nahe zusammenhing: an glacierte Kalbsmilch, Droschken, alten Rotwein und Rivierahotels. Und er sprach wie zu sich selbst, nicht ohne die leise Freudigkeit, die ein großer Verzicht auf die Erfüllung des Menschheitszweckes edeln Herzen leiht:

„Es ist wohl gleichgültig, was ich studiere, da mein Studium doch nie zu Ende geführt wird."

Und seine Fingernägel betrachtend, als ob alsbald Maiglöckchen daraus wachsen müßten, äußerte er noch:

„Mit mir erlischt das Geschlecht Jädecke. Selbst wenn ich das durch Staat und Gewohnheit festgesetzte Alter und die bürgerliche Möglichkeit zur Ehe noch knapp erreichte — ich bin zum Verzicht geboren."

Theklas Schirmspitze ruhte. Der kleine rote Mund des Mädchens öffnete sich gerade so weit, daß man eine Kirsche hätte hineinschieben können, und mit tiefem, lähmendem Erstaunen dachte sie an das Rhododendron, den Ovid und den Gärtnerburschen, an den Neu-Strettenauer Kuhstall, an die Dachselsruine und an den Wächter, der das Teleskop putzte. Ein großes Mitleid mit sich selbst, das ehrlichste, das Menschen empfinden, stieg in ihr auf und füllte ihre Augen mit Tränen. Die Defreggerfrisur drückte sie plötzlich wie eine Märtyrerkrone.

Fridolin aber, der unbeweglich vor sich hin sah, sprach das merkwürdige Wort:

„Ich darf nicht vergessen, daß jeden Augenblick der Kalbsnierenbraten aufgetragen werden kann."

Da Thekla die tragische Geschichte vom Tode des alten Borromäus Jädecke nicht kannte, mithin die symbolische Beziehung zwischen Fridolin und diesem Braten nicht würdigen konnte und persönlich Kalbsnierenbraten nicht gern aß, so erschien ihr dieser Ausspruch des Freundes als eine geistige Verwirrung. Sie war dem Bruder Konrad dankbar, daß er eben hochrot von Sport und Verlegenheit angekeucht kam, um Fridolin um fünfzehn Pfennige zu bitten, die zur Begleichung der Forderung des Bootsverleihers an seinem Taschengeld fehlten.

Fridolin reichte ihm die zwei Nickelstücke mit jenem verlorenen Lächeln, das seine Freundschaftsbeweise zu letzten Abschiedshandlungen stempelte; und die Schwestern Kleemüller, die der argwöhnische Bootsmann nicht hatte an Land steigen lassen, ehe seine Forderung voll befriedigt war, konnten mit ihrem zweistimmigen Lachen die „Schwalbe" verlassen.

Auf dem Heimweg schien der Mond. Die Schwestern Kleemüller sangen zweistimmige Lieder. Konrad, der ihre naßgewordenen Mäntel trug, war glücklich.

Thekla kämpfte mit Tränen. Und Fridolin verbreitete sich darüber, daß der Mond, der keine Eigenwärme und keine Leuchtkraft besitze und auf die Gnade der Sonne angewiesen bleibe, so recht das Gestirn des Entsagenden sei.

Er fand diese Mondgedanken so schön, daß er sie zu Hause in Rhythmen brachte und aufschrieb. Es war Mitternacht und der Mondschein längst einem Platzregen gewichen, als er diesen fünf Gedichten einer schmerzlichen Entsagung die Ueberschrift gab: „An Thekla."

Als er das Manuskript, das er einzuschließen vergessen hatte, am anderen Tage nach überstandenem Schulunterricht wieder vorfand, waren einige Stellen verwischt wie von dicken Wassertropfen. Er kannte diese Tropfen; es waren Tränen aus den Mutteraugen der Frau Ernestine Jädecke, geborenen Kumms.

Thekla nahm zwar noch eine Abschrift der „Mondgedanken" in Empfang, aber sie behandelte Fridolin jetzt mit merklicher Kühle und nahm die Huldigungen des jungen Joseph Binzer freundlicher auf, der zwar aus Abneigung gegen die ionische Formenlehre und die analytische Geometrie schon mit dem „Einjährigen" das Gynasium verlassen hatte und augenblicklich in gebranntem und ungebranntem Javakaffee die Dörfer bereiste, der aber von etwas törichter Gesundheit strotzte und Aussicht hatte, bald in das Geschäft seines Vaters übernommen zu werden.

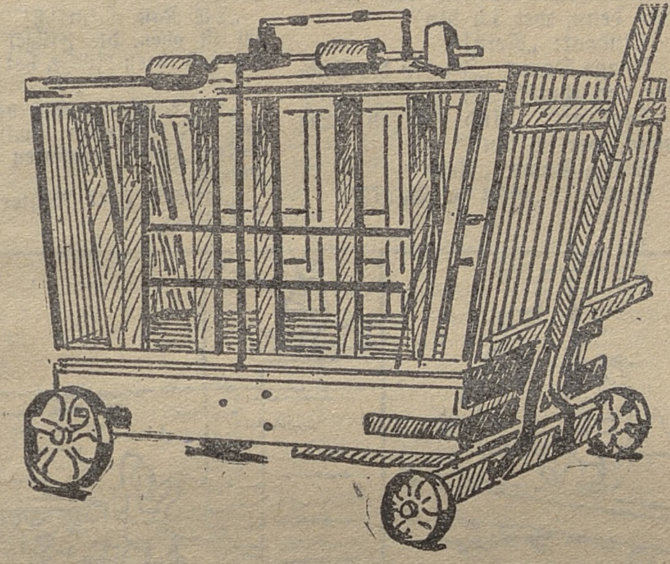
Die Wahrnehmungen dieser Beziehungen gaben Fridolin Veranlassung, einen Zyklus in Trochäen zu schreiben: „Die Treulose", mit dessen grausigem Inhalt verglichen Bürgers „Lenore" ein munteres Liedchen genannt werden müßte. In seinem zum siebenten Male ins reine geschriebenen letzten Willen aber machte er das Vermächtnis seines goldenen Füllfederhalters an Thekla rückgängig.

(Schluß folgt)

AUS DER PRAXIS

Fahrbare Viehwaage

Ohne Viehwaage kommt ein rechnender Landwirt nicht aus. Er benötigt sie weniger zum Wägen des zum Verkauf bestimmten Schlachtviehs, als vielmehr zur regelmäßigen Gewichtsfeststellung des Mastviehs, namentlich der Schweine. Der bloße Augenschein ist ein unzuverlässiges Mittel zur Kontrolle des Erfolges der Mästung. Wenigstens alle 14 Tage sollten die Mastschweine gewogen werden, um das Anschlagen der Futterrationen kontrollieren und bei unbefriedigendem Erfolg die Futterzusammenstellung abändern zu können. Das Wägen der Schweine gehört leider nicht zu den angenehmsten Verrichtungen. Werden sie aus den Buchten herausgelassen und irgendwo im Hofe zwecks Wägung zusammengetrieben, so entsteht viel Zeitverlust, viel Durcheinander, und schließlich büßen die Schweine durch die Verwägung an Gewicht oder durch die nicht ausbleibenden Schläge an der Qualität des Speckes ein. Wieviel einfacher ist es, die Viehwaage zu den Schweinen hinzufahren, als diese zur Viehwaage zu bringen. Am einfachsten ist die Wägung der Schweine, wenn die Waage in einem Gang, etwa in der Türöffnung aufgestellt werden könnte; dann sind die Schweine fast mühelos von der einen Seite hineinzubringen und an der anderen Seite hinaus- und ihre Buchten zurückzulassen. Dazu benötigt man eine



fahrbare Viehwaage. Vorhandene Viehwaagen sind durch Unterbauung eines Fahrgestells leicht fahrbar zu machen. Die fahrbare Viehwaage hat den nicht zu unterschätzenden wirtschaftlichen Vorteil, daß sie von vielen Betrieben gemeinsam benutzt und z. B. von einer Genossenschaft fürs ganze Dorf angeschafft werden kann. Dann haben alle die Vorteile davon und das Anschaffungskapital verteilt sich auf viele Schultern und wird nicht drückend empfunden. Allerdings sind dann bei der Benutzung gewisse Vorsichtsmaßregeln zu beachten, um die Verschleppung von Krankheiten und Seuchen zu vermeiden.

Butter kühl und dunkel aufbewahren!

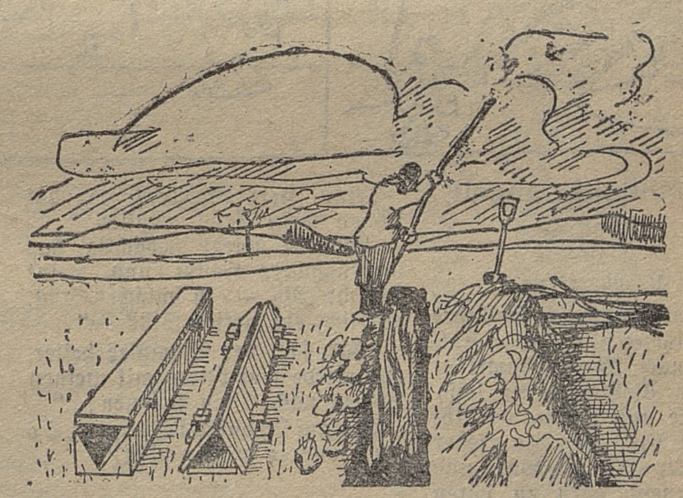
Die Veränderungen, denen die Butter am meisten unterliegt, sind unter Talgig- und Ranzigwerden allgemein bekannt. Eine scharfe Trennung zwischen talgig und ranzig kann nicht gemacht werden. Man ist sich jedoch darüber einig, daß Luft und Licht mehr die Urheber des Talgigwerdens sind, und daß die in der Butter eingeschlossenen Kleinlebewesen in der Hauptsache das Ranzigwerden verursachen. Von der Wirkung des Lichtes kann man sich leicht überzeugen, wenn man Butter nur kurze Zeit dem Sonnenlicht oder mehrere Stunden dem zerstreuten Tageslicht aussetzt: Man kann dann beobachten, daß die oberflächliche Schicht einen unangenehm talgigen bis scharfen Geschmack annimmt. Dabei kommt dem Licht eine größere Bedeutung zu als der Luft. Es handelt sich dabei um einen chemischen Vorgang, was aber nicht ausschließt, daß er durch Mikroorganismen und Enzyme unterstützt wird. — Außerdem kann das Talgigwerden durch die Gegenwart von kleinen Mengen Metallen, die im Verlauf des Herstellungsprozesses in die Butter gelangen können, hervorgerufen werden. Dieses Moment geht mehr den Hersteller der Butter an, dessen Apparaturen vor allem immer gut verzinnt sein sollen, so daß auch selbst sehr kleine Mengen von Metallen, wie Eisen oder Kupfer, nicht in Lösung gebracht werden können. Dagegen muß die Hausfrau dafür Sorge tragen, daß die Butter niemals der Sonne ausgesetzt oder für längere Zeit im Tageslicht aufbewahrt wird.

Das Ranzigwerden der Butter ist eine Veränderung, die auf den Einfluß gewisser Bakterien, Hefen und Schimmelpilze zurückzuführen ist, die das Butterfett zersetzen und stark riechende Fettsäuren erzeugen. Die Tätigkeit dieser Mikroorganismen kann man beim Aufbewahren und Lagern der Butter nicht völlig unterbinden, man kann sie aber hintanhalten und verzögern, wenn man die Butter möglichst kühl aufbewahrt. Während der kälteren Monate des Jahres läßt sich diese Forderung leicht durchführen, doch darf man dabei nicht vergessen, daß die Haltbarkeit der Butter unter dem Einfluß des Lichtes leidet und herabgemindert wird. — Gegen ranzig und talgig also: kühl und dunkel, auch im Herbst und Winter. Dr. A. S.

Billige Dränierung

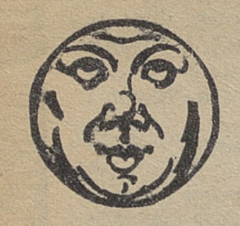
Es ist in den letzten Jahren oft bemerkt worden, daß die Hektarerträge mit der verstärkten Düngung nicht Schritt halten. Die Ursache daran liegt nicht zum mindesten in dem durch Versäuerung eingetretenen Kalkmangel, was wiederum teilweise auf die übermäßige Nässe vieler Böden zurückzuführen ist.

Am vorteilhaftesten, aber auch am teuersten, ist die Dränierung mit durchlässigen Tonröhren. Kommen größere Flächen für die Entwässerung in Frage, so bedarf diese Arbeit fachmännischer Kräfte; kleinere Nässeherde kann der Landwirt selbst trocken legen, sofern ein Wassergraben in der Nachbarschaft das abgeleitete Wasser aufnehmen und wegführen kann. Oft genügt schon die Räumung und das Gradlegen vorhandener Wassergräben, die mit ihren vielen Windungen nur ein schwaches Gefälle haben und dann völlig zuwachsen. Zwecks Trockenlegung kleinerer Flächen bedient sich der Landwirt gern der Holzkästen-Faschinen- oder Stangen-Dränage. Die Form der einzubauenden Holzkästen geht aus der Abbildung hervor, die im übrigen die Anlage der Stangendränage zeigt.



Diese Art der Trockenlegung ist im Materialverbrauch, sofern es dem Landwirt aus seinem Waldbesitz zur Verfügung steht, billig, erfordert aber mehr Arbeit, weil die Gräben breiter und tiefer angelegt werden müssen als bei Röhrendränagen; denn das absickernde Wasser braucht wegen des vergrößerten Widerstandes mehr Raum und stärkeres Gefälle. Der Abstand zwischen den Gräben richtet sich nach der Bodenart. In schweren Tonböden genügen 10—12 Meter, in mittleren Lehmböden 14—18 Meter und in milden Sandböden 24—30 Meter Abstand. Je tiefer die Stränge sind, um so weiter müssen sie auseinanderrücken. Die normale Tiefe ist 1,20 Meter, wodurch der Grundwasserspiegel im Durchschnitt der Fläche auf einen Meter gesenkt wird. Jeder Tiefenzuwachs um 10 Zentimeter erfordert eine Vergrößerung der Strangentfernung um 1½ Meter. Bei abnehmender Tiefe müssen die Stränge natürlich entsprechend zusammengerückt werden. An Gefälle rechnet man bei Röhrendränagen 1 Meter auf 100 Meter Stranglänge. Bei der Stangendränage muß das Gefälle stärker sein. Bei sachgemäßer Ausführung bewirkt der durch die Dränierung entstehende Wasserentzug eine Lockerung und stärkere Durchlüftung des Bodens.

FÜR DIE PRAXIS



Lies und Lach'!



Der schlagfertige Bankier

Der bekannte Bankier Fürstenberg genießt nicht nur wegen seiner geschäftlichen Tüchtigkeit ein hohes Ansehen, sondern auch wegen seiner Schlagfertigkeit. Kleinere Fachkollegen, denen es wirtschaftlich nicht sonderlich gut ging, zeigten sich in der Oeffentlichkeit besonders gern an seiner Seite, um dadurch ihren Kredit zu erhöhen.

Eines Tages lief dem Finanzmagnaten an der Börse ein kleiner Bankier nach und rief ihn ständig beim Namen. Fürstenberg reagierte nicht. Als der andere ihn endlich eingeholt hatte und ihm sagte, daß er ihn bereits dreimal gerufen habe, da antwortete Fürstenberg schlagfertig: „Ja, Sie haben eben einen schlechten Ruf."

*

Man ermunterte ihn darauf, seine schon gedruckten Variationen zu spielen. Weil er sie aber nicht alle auswendig konnte, improvisierte er sieben neue, die noch vollendeter gewesen sein sollen als die ursprünglichen.

Als er geendet, verharrte der Abt lange schweigend, ohne sich zu rühren. Endlich aber schritt er auf Beethoven zu, berührte leicht seine Schulter und sprach mit halblauter Stimme das prophetische Wort:

„Wahrlich, dieser wird uns und alle Mitstrebenden einst unendlich überragen!"

*

Nach der Wiener Premiere von „Dorothea Angermann" fragt Gerhard Hauptmann den Kritiker Hans Liebstöckl:

„Du hörst gar nicht zu, was ich dir sage."

„Doch, Liebling, ich höre alles genau."

„Ist nicht wahr! Eben habe ich dich gefragt, ob du mir für meinen neuen Hut 50 Mark geben willst, und du hast ja gesagt."

*

Student: „Gnädiges Fräulein, wissen Sie vielleicht, wer dieser widerliche Kerl da drüben ist?"

Junge Dame: „O ja, das ist der Vorsitzende des Prüfungsausschusses, Professor Müller. Aber wissen Sie denn, wer ich bin?"

Student: „Nein!"

Junge Dame: „Ich bin die Tochter von ihm!"

Student: „Und wissen Sie denn, wer ich bin?"

Junge Dame: „Nein."

Student: „Gott sei Dank!"

*

Der französische Dichter Teramont fragte während einer Diktatpause sein Schreibmaschinenfräulein:

„Meine Romane sind doch sehr schön! Die Arbeit muß Sie doch auch interessieren!"

„Ach," erwiderte die geistreiche junge Dame, „mit den Romanen ist es so wie mit den Speisen, wenn man sieht, wie sie zubereitet werden, vergeht einem der Appetit!"

*

„Kennen Sie den komischsten Körperteil des Menschen?"

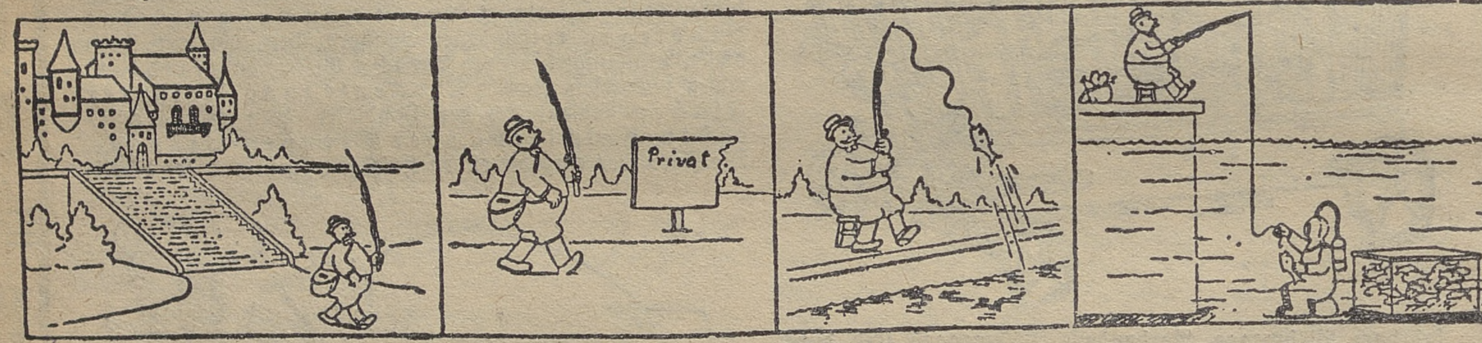
„Keine blasse Ahnung, welcher denn?"

„Die Nase natürlich! Die Wurzel ist oben, die Flügel sitzen unten und ihren Rücken hat sie vorn!"

*

„Zeuge, waren Sie bei Beginn der Streitigkeiten zwischen den beiden Ihnen bekannten Eheleuten zugegen?"

„Jawohl, Herr Richter, ich war Trauzeuge."



Der Millionär angelt

Die Prophezeiung

Als Beethoven ungefähr 18 Jahre alt war, nahmen ihn einige Kollegen mit nach Mainz, damit er sich dort als Virtuose hören lasse.

Dort lebte und wirkte der Abt Sterkel, der Beethoven als großer Klavierspieler bekannt war, und den er brennend gern zu hören wünschte.

Glücklicherweise wurde er denn auch mit seinen Gefährten von Sterkel, als dem Intendanten der Mainzer Hofkapelle, eingeladen. Während dieses Besuches spielte der Abt eine seiner Sonaten mit großer Delikatesse des Vortrags. Beethoven stand in einem Winkel und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit.

Danach sollte er selbst spielen. Da er sich fortdauernd weigerte, wurde er von den Gefährten mit Gewalt an das Pianoforte gezogen.

Schüchtern begann er endlich — aber dann vergaß er, wo er war, und verlor sich in immer kühnere Phantasien, so daß der Abt starr vor Staunen ward.

„Nun, Herr Liebstöckl, wie hat Ihnen mein Stück gefallen?"

Liebstöckl wiegt bedächtig das sorgenschwere Haupt und meint höflich: „No — ein hübsches Stück, wirklich, ein nettes Stück —"

„Ja", sagt der Olympier heiter, „ich werde jetzt öfters mit meinen Sachen nach Wien kommen..."

Worauf Liebstöckl begütigt: „So gut war es wieder nicht!"

*

Der Küster schüttelt den Klingelbeutel in der Sakristei aus. Der Pastor bemerkt kopfschüttelnd drei Knöpfe unter den Münzen und sagt zum Küster: „Das war sicher ein Schotte." — „Nein, Herr Pastor, das waren drei Schotten", antwortete der erfahrene Küster.

*

An der Kasse des Theaters stand ein Mann und verlangte zwei Parkettplätze, dabei drehte er einen Zwanzigmarkschein in den Händen hin und her.

Der Kassierer bog seinen Kopf durch das Schalterfenster und blickte verwundert:

„Zwei bezahlte Plätze? Ach, bitte, kommen Sie doch ins Direktionszimmer, ich möchte Sie mit unserem Direktor bekannt machen!"

„Ihr Gatte scheint ein Mann von seltenen Gaben zu sein."

„Ja, wirklich — wenigstens mir hat er noch nichts geschenkt, seit wir verheiratet sind."

*

Duval, der berühmte Bibliothekar Franz I., antwortete oft auf Fragen, die man ihm über gewisse wissenschaftliche Gegenstände vorlegte: „Ich weiß es nicht."

„Aber", sagte einst jemand, „der Kaiser bezahlt Sie doch, damit Sie das wissen!"

„Er bezahlt mich für das, was ich weiß!" antwortete bescheiden der Weise, „denn würde er mich bezahlen für das, was ich nicht weiß, so würden die Schätze des Reichs gewiß nicht zulangen."

*

„Ich wette einen Taler, du kannst nicht erraten, was ich von dir will."

„Was wirst du schon wollen? Mich anpumpen."

„Falsch, ich wollte dir nur guten Tag sagen. Her mit dem Taler!"

Lehrer: „Ein Anonymus ist eine Person, die nicht genannt sein will. (Sich unterbrechend, zornig): Wer hat mir da eine Papierkugel an die Nase geworfen?"

Stimme: „Ein Anonymus."

*

Reisender: „So, Ihr Vater ist verreist? Wann kommt er denn wieder zurück?"

„In sechs Wochen."

„Ist das bestimmt, oder dauert es vielleicht noch länger?"

„Nein, nein, ganz bestimmt. der Richter hat's ja gesagt!"

*

Zwei Herren speisen zusammen in einer Gaststätte zu Abend. Als sie fertig sind, fragt der eine den anderen:

„Wie haben Sie Ihr Schnitzel gefunden?"

„Ach, es war nicht so schwer, ich brauchte nur die Sardelle wegnehmen, da lag es drunter."

*

„Morgen werden Sie entlassen," sagte der Gefängnisdirektor. „Sie werden wohl gleich Ihre Familie aufsuchen?"

„Das schon. Ein paar Abstecher muß ich jedoch noch machen, mit leeren Händen komme ich nicht nach Hause!"

*

Von Frauen – für Frauen

Eine Frau spricht nicht von sich

Es geschieht ein Wunder: eine Frau spricht nicht von sich! — Sie ist rege an allem interessiert, nimmt teil am Leben und Erleben der andern, aber über Person und ihre seelischen Empfindungen schweigt sie.

Sofort bilden sich geheimnisvolle Legenden um sie: was liegt hier vor, wieso ist sie anders als alle andern, hat sie etwas zu verbergen, ist sie falsch? Es gibt keine Vermutungen, die nicht ausgesprochen werden, und diese seltsame Frau, die über sich schweigen kann, ist plötzlich Mittelpunkt eines ganzen Kreises. Wenn die Freundinnen beisammen sind, ist sie das Hauptthema, das alle gleichmäßig interessiert und stundenlang Stoff zum Reden gibt. Sie zerbrechen sich ihre mehr oder weniger reizenden Köpfe über diesen „Fall", und keine von ihnen bemerkt, daß sie hier etwas erleben, an dem sie alle lernen können.

Es ist doch einleuchtend, daß ein Mensch, der mit den Mitteilungen über seine Person sehr sparsam ist, einen viel sichereren Erfolg hat, als der andere, der stets seine Seelenregungen, sein Liebesleben und seinen Speisezettel auf der Zunge führt. Gerade die Frauen können in dieser Beziehung wohl einen guten Rat gebrauchen. Sind sie doch fast ausschließlich so veranlagt, daß wenigstens die beste Freundin alles erfahren muß, die aber ihrerseits wieder eine zweitbeste Freundin hat, der sie es erzählt. Sie würde es für Falschheit halten, einem Menschen, der Anrecht auf ihr Vertrauen hat, nicht alles zu sagen. Die Freundin teilt es unter dem Siegel der Verschwiegenheit einer dritten mit, die dafür sorgt, daß sich die Kette schließt, und in kurzer Zeit alle Bekannten genauestens über uns orientiert sind. So wird man von seinem Piedestal gestoßen! Wo jeder Reiz und jedes Geheimnis zerstört wurde, ist keine Verehrung und kein Interesse mehr vorhanden. Was soll man noch erraten, wenn man schon alles weiß?

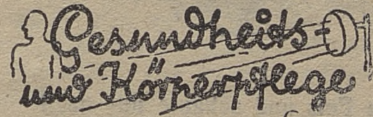


Der Hausanzug erfreut sich immer größerer Beliebtheit. Auch Frauen, die im Hause selbst Hand mitanlegen müssen, können ihn tragen und sehen reizend darin aus. Er ist keineswegs der verwöhnten Luxusfrau vorbehalten.

—o—

Ein wenig Höflichkeit

Die Höflichkeit am Telephon wird meistens außer acht gelassen. Die Menschen denken scheinbar, wenn man sie nicht sieht, brauchen sie auch nicht höflich zu sein. Der Angerufene sollte sich entweder mit seiner Nummer oder mit seinem Namen nennen. Es ist unhöflich, sich mit hallo zu melden, da man die Zeit des andern unnötig in Anspruch nimmt. Auf die Frage des Angerufenen: „Wer ist dort, bitte", hat man unter allen Umständen seinen Namen zu sagen, oft ist eine Angestellte am Telephon, die dann dafür verantwortlich gemacht wird, daß sie nicht nach dem Namen gefragt hat, in jedem Falle hinterläßt es ein peinliches Gefühl, wenn der Anrufer sich nicht namentlich meldet. Bei Fehlverbindungen hat sich der Anrufer zu entschuldigen, und nicht, wie es oft geschieht, grob zu werden. Er ist zwar an dem Anruf genau so unschuldig wie der Betroffene, aber er wird nicht in seiner Ruhe gestört wie dieser.



„Gepflegt-sein" hebt die Schönheit einer Frau. Aus diesem Grunde muß man besonderen Wert auf alle kleinen Ausschmückungen und Garnierungen der Kleider wie: Jabots, Spitzen, Krägelchen, Schleifen, Manschetten usw. legen. Der ganze Eindruck eines sonst tadellosen Anzuges geht verloren, wenn diese Dinge nicht blütenfrisch sind.

—o—

Die Mohrrübenkur

Die medizinische Wissenschaft hat festgestellt, daß die lebenswichtigsten Ernährungsstoffe am meisten in der Mohrrübe vorhanden sind. Am sichersten gelangen diese Stoffe in unseren Körper, wenn wir die Mohrrübe roh genießen. Da sie sich schwer zerkauen lassen, reibt man sie und ißt sie in Breiform, oder man treibt sie, in Stücke geschnitten, durch die Fleischmaschine, gibt den Brei in ein Leinensäckchen und preßt ihn aus. Der Saft fließt reichlich heraus und wird getrunken. Man rechnet für eine Mohrrübenkur täglich ungefähr zwei Pfund, die ein Wasserglas Saft ergeben.

—o—

Die Köchin spricht . . .

Verdeckte Eier

Ein Löffel Kapern, drei Sardellen, ein wenig gehackte Petersilie und feine Kräuter, eine feingehackte Zwiebel, ein wenig Salz, Pfeffer, Muskat, vier Eidotter und der steifgeschlagene Schnee, werden miteinander vermischt. Nun gibt man in eine reichlich mit Butter ausgestrichene, feuerfeste Form, sechs frische Eier, man muß sie vorsichtig hineinschlagen, um sie vor dem Zerlaufen zu hüten, und gibt die obige Masse darüber. Obendrauf gibt man Reibbrot und Parmesankäse und läßt im Ofen ungefähr 10 Minuten überbacken. Dazu schmeckt eine dicke Tomatensoße ausgezeichnet.

—o—

Für den Wintersport



Allerlei Wissenswertes

Die Brooklyn-Brücke in New York hängt an vier Kabeln, deren Drähte zusammen 23 400 Kilometer (halber Erdumfang) lang sind.

*

Das Totenfest der protestantischen Kirche war 1816 in Preußen zunächst für die im Kriege Gebliebenen bestimmt, erst mit der Zeit ist es in den übrigen norddeutschen Staaten eingeführt worden.

Unter Quatember versteht man Termine, an denen vielfach Steuern entrichtet wurden.

*

Das Christentum wurde unter dem römischen Kaiser Konstantin (324) Staatsreligion.

*

In Berlin wurden im 16. Jahrhundert 73 verschiedene Sorten einheimischer und fremder Biere verschenkt.

Der Name Berlin ist nicht auf Bär, sondern auf Wehr(damm) zurückzuführen. Erst durch die Aehnlichkeit des Wortlauts kam der Bär in das Berliner Wappen.

*

Ein Aul ist ein kaukasisches Dorf, das, damit es leichter verteidigt werden kann, an einem Berge hinaufgebaut ist. Von oben läßt sich das ganze Dorf überblicken.

*

Ein Mulatte ist ein Abkömmling von einem Weißen und einer Negerin, ein Mestize von einem Weißen und einer Indianerin.

*

Im jetzigen Rußland gibt es nach den neuesten Meldungen im ständigen Heer Frauenbataillone. In der Menschheitsgeschichte aber finden wir häufig Mitteilungen über ähnliche Frauenregimenter. Der Perserkönig Khosrau, der von 622 bis 602 v. Chr. regierte, verfügte bereits über große, vollkommen ausgerüstete Frauenregimenter.

Das Weib des Kabylen

Skizze von Hanns W. Kappler

Im vergangenen Jahr, als wir, eine kleine Karawane von Gelehrten und Journalisten, von Nekor in das Rif aufgebrochen waren, hatten wir ein nicht ungefährliches Erlebnis, das sich jedoch dank einiger günstiger Umstände noch zum Guten wandte.

Eines Nachts war unser Lager überfallen worden, und nur der Wachsamkeit eines unserer arabischen Begleiter verdankten wir es, daß wir uns rechtzeitig in dem schluchtenreichen Gebiet unserer Umgebung verbergen konnten. Am anderen Morgen versammelten wir uns wieder auf unserem Lagerplatz und konnten feststellen, daß außer einigen wertvollen Habseligkeiten auch ein Teil des bisherigen Forschungsergebnisses unserer Gelehrten und vor allem Professor Quintazo verschwunden waren. Es bestand kein Zweifel, daß Angehörige eines Kabylenstammes diesen Ueberfall ausgeführt hatten, und wir beschlossen, unverzagt den Spuren der Räuber zu folgen, die deutlich im weichen Sand des ausgetrockneten Flußbettes zu erkennen waren.

Gegen Abend sahen wir das Zeltlager eines nomadisierenden Kabylenstammes und suchten uns ein Versteck in der Nähe. Unser Plan ging dahin, während der Nacht unbemerkt in das Lager zu gelangen, um zu versuchen, unseren Gefährten zu befreien und unser geraubtes Besitztum wiederzuerlangen. Wir waren uns bewußt, daß wir alles auf eine Karte setzten, aber es mußte doch gewagt werden.

Als die Dunkelheit hereingebrochen war, schlich ich mich mit zwei meiner Gefährten dem Lager der Kabylen entgegen. Ein furchtbarer Schreck durchzuckte uns alle, als wir um einen Felsgrat bogen und einer menschlichen Gestalt gegenüberstanden. Als ich ein mattschimmerndes Ohrgehänge im fahlen Schein der Mondsichel erkannte, stürzte ich blitzschnell zu der anscheinend vom Schreck gelähmten Frau und preßte meine Hand auf ihren Mund. Wir bedeuteten ihr, daß sie nichts zu fürchten habe, wenn sie sich ganz still verhielt und widerstandslos mit uns ging.

Wir brachten sie in unser Lager und erkannten, daß wir anscheinend die Frau des Führers gefangen hatten; denn sie war höchstens achtzehn Jahre alt und mit feinen Stoffen bekleidet, während auch ihr Schmuck besser und reicher war, als er sonst bei den Frauen der Kabylen als üblich hätte bezeichnet werden können. Unsere Vermutung bestätigte sich, als sie endlich auf unsere Fragen antwortete, nachdem sie sich allmählich von ihrem Schrecken erholt hatte. Wir konnten uns nun beruhigt auf das Ohr legen und den kommenden Tag erwarten.

Am anderen Morgen ritt ich in Begleitung des Geologen Sichemper, der die Sprache dieses Kabylenstammes sicherer beherrschte als ich, in das Lager des räuberischen Stammes. Dort schien eine heillose Verwirrung zu herrschen, die sich noch steigerte, als wir, unbekümmert um all das Geschrei, mitten durch das Lager auf ein Zelt zuritten, das durch sein geschmücktes Aeußere von den üblichen abstach und den Führer zu beherbergen schien.

Bald standen wir vor einem noch jugendlichen, riesigen Mann, der uns mit scharfem und haßerfülltem Blick musterte.

„Ihr seid kühn, Fremdlinge!" begann er, nachdem er unseren Gruß kaum hörbar erwidert hatte.

„Wir haben nur einen kleinen Abstecher in euer Lager unternommen", begann der Geologe, „um unserer Gefährten zu befreien und das von euch geraubte Gut zurückzuholen."

Ein schallendes Gelächter brach ringsum aus und einige der Kabylen betasteten bereits gierig das Zaumzeug unserer Pferde.

„Ein Wink von mir", entgegnete der Kabyle höhnisch, „und ihr könnt dieses Lager nicht mehr lebend verlassen."

„Ein Wink von uns", sprach der Geologe unbekümmert, „und deine schöne, junge Frau, o weiser Häuptling, ist ein Kind des Todes!"

Ein Schrei des Entsetzens ging durch das Lager, der Führer war unter seiner dunklen Gesichtshaut merklich bleicher geworden. Ein flammender Blick traf uns.

„Ihr habt Zurina entführt?"

„Sie befindet sich in unserem Versteck, aber es ist ihr nichts geschehen. Sie wird sofort freigegeben, sobald wir das geraubte Gut und unseren Gefährten ausgeliefert erhielten."

Der Kabyle wandte sich an seine Leute und gebot ihnen, die Beute, die bereits verteilt worden war, restlos herbeizuschaffen. Dann wies er auf ein kleines Zelt und erklärte uns, daß unser Gefährte darinnen weile. Wir stiegen nun von den Pferden und schritten über den Platz. Nachdem wir den Vorhang zur Seite gezogen hatten, bot sich uns ein merkwürdiges Bild. Professor Quintazo hockte auf dem Erdboden und schien durch eine Lupe irgendein Tier sehr aufmerksam zu betrachten.

„Einen neuen Fund habe ich gemacht", erklärte er nach unserem Gruß, als sei mit ihm überhaupt nichts seit der vergangenen Nacht geschehen. „Sehen Sie diesen kaum einige Tage alten Skorpion, den ich vor der Hütte fand — —"

„Lassen Sie für einige Zeit Ihre gewiß nicht uninteressanten Betrachtungen, Quintazo, und folgen Sie uns dafür lieber aus dieser ungastlichen Gegend."

Noch lange stand sie auf einem Fels und schaute uns nach

Wir hatten einige Mühe, den ganz in seinen Fund versunkenen Professor zur Wirklichkeit und damit aus dem Lager der Kabylen zu bringen. Wir hatten die von den Räubern herbeigeschafften Sachen eingehend geprüft und gefunden, daß tatsächlich nichts fehlte. Dann packten wir alles zusammen, verstauten es auf den Sätteln unserer Pferde und erklärten, daß uns niemand folgen dürfe. Das Weib des Kabylen werde allein in das Lager zurückkehren.

Man befolgte unsere Bemerkung gewissenhaft und wir fühlten uns vollkommen sicher, sahen wir doch, daß der Führer den gesamten Stamm beherrschte und um sein junges Weib in großer Besorgnis war. Die Kabylenfrau verabschiedete sich sogar sehr herzlich von uns, und als wir davonritten, stand sie noch lange auf einem Fels, schaute uns mit ihren großen, dunklen Augen nach und hob noch einmal grüßend den braunen Arm, ehe wir ihren Blicken durch eine Wegbiegung entzogen wurden.

Wir aber beeilten uns nun, diese nicht sonderlich angenehme Gegend zu verlassen und erreichten auch wohlbehalten die nächste größere Ansiedlung, in der spanische Truppen stationiert waren.

Noch oft aber dachten wir an jenen Abend, der uns einer kaum lösbaren Aufgabe enthoben hatte, indem uns das Schicksal jenes junge Weib des Kabylenführers in die Hände spielte, zurück, und den freundlichen Blick ihrer großen Augen, den sie uns beim Abschied schenkte, hatten wir nicht vergessen können.

Wie viel sind Sie wert?

Eine volkswirtschaftliche Plauderei

Von Dr. F. Kaestner

Wenn man den Wert eines Menschen danach berechnet, wieviel die Mineralien des Menschenleibes, Schwefel, Phosphor, Eisen, Jod, Arsen, Fluor usw. kosten, so ergibt sich ein Marktwert von etwa 48.— RM. je nach den Tageskursen der Metallbörse. Erscheint dieser Betrag schon sehr niedrig, so überrascht die Tatsache noch mehr, daß die englische Regierung den Wert eines lebenden Menschen in früheren Zeiten noch nicht einmal so hoch eingeschätzt hat. An Hannover, das seinerzeit, so wie uns heute Argentinien die Hammel liefert, England mit Rekruten versorgte, wurden für einen Kavalleristen 11 Taler courant, für einen Infanteristen 28 Taler und für einen Gaul 40 Taler gezahlt, so daß also der Zahlmeister eines englischen Regiments am Abend lieber drei tote Kavalleristen als ein gefallenes Pferd in sein Kontobuch eintrug. Als Emin Pascha den Süden kolonisierte, konnte man dort — Anfang der 90er Jahre — für 60.— Mk. einen schönen jungen Neger kaufen.

In unserer modernen Welt, deren grandioses technisches Gefüge auf der Arbeitskraft aller Erwachsenen aufgebaut ist, und in der als der Welt der Produktion die Arbeit als solche eine viel höhere Wertschätzung gewonnen hat, ist folglich auch der Wert der Person als Arbeitsfaktor wesentlich gestiegen.

Wirtschaftlich betrachtet, ist das einzelne Mitglied der modernen Gesellschaft eine Arbeitsmaschine, deren Wert wie der jeder Maschine davon bestimmt wird, wieviel sie einerseits verbraucht und

wieviel sie andererseits leistet. **Der Mensch ist eine kostbare Arbeitsmaschine.** Während heute ein Automobil in wenigen Stunden am laufenden Band zusammengestellt wird, wird der Mensch als Arbeitsmaschine nicht nur in neunmonatiger Schöpfung im Mutterleib kunstvoll von der Natur zusammengesetzt, sondern muß alsdann noch mindestens 15 bis 20 Jahre gepflegt, gehegt, organisiert und spezialistisch ausgebildet und schließlich als „Lehrlingsmaschine" für ihre endgültige Sonderverwendung eingeübt und eingefahren werden, ehe sie anfängt, Arbeit zu leisten. Ein Jahr Säuglingszeit, 5 Spieljahre, 9 Jahre Schulzeit, 3 Jahre Lehrzeit, 12 Semester Studium und dazu noch oft genug eine Volontärzeit — all diese Zeit hindurch wandert die junge Menschenmaschine über das laufende Band der Entwicklung, und in jeder Minute dieser 15, 20, 25 Jahre kostet sie Geld, wird sie wertvoller.

Und nun erst die Privatkosten der Erziehung im Haus! Wer zählt sie alle, diese Brote, die in den hungrigen Mäulchen verschwinden, damit die Beine und die Arme wachsen, wer zählt sie, die vielen tausend Tassen Milch, Kakao und Kaffee, Limonade, die diese kleine Gurgel hinunterfließen, die Kirschen, Pflaumen, Birnen, Aepfel, die Tafeln Schokolade und Bonbons, die ganze Kompagnienreihe der Anzüge vom Kinderkleidchen bis zum ersten Cut, die Riesenschlange von Schuhzeug, die mit unheimlicher Schnelle über den Fußboden trappt und mit jedem Schritt Sohlen zerschleißt, diese Viele-Meter-Bibliothek von Bilderbüchern, Heften, Schul- und Geschichtsbüchern, die Hunderte von Bleistiften und Federn und nicht zuletzt die Tischtücher, die mit Tinte beschmiert, des Nachbars Fensterscheiben, die eingeschlagen wurden, die Sommerreisen, Eisenbahngelder, Doktorkosten und Apothekerechnungen, — wer zählt das alles, was die kleine Menschenmaschine kostet, bis sie von der Wiege aus durch alle Stufen der Jugendverwandlung hindurch nach 20 Jahren freudestrahlend in die Tür tritt mit gestreckter Hand und dem Freudenausruf: „Vater! hier ist das erste Geld, das ich verdiente!"

Schon aber zeigt sich auch, daß sich die aufgewandte Mühe lohnte, denn die Menschenmaschine ist die produktivste und daher kostbarste Apparat, den diese Erdenwelt kennt. Sie ist eine Maschine, die nunmehr ununterbrochen 30, 40, 50 Jahre lebt und hierbei weit mehr produziert wie sie verbraucht.

Und nun kommt das Paradoxe! Keine Maschine wird so schlecht behütet wie diese! Würden wir uns für so viel Geld, wie die Menschenmaschine gekostet hat, eine künstliche Maschine von so hoher Nutzkraft kaufen, so würden wir sie ängstlich bewahren, sie mit den besten Oelen schmieren, ihr den gewissenhaftesten Werkmeister geben und sie mit den höchsten Prämien versichern. Wie ver-



fahren wir aber mit der kostbaren Maschine unseres Menschenleibes? Wir muten ihr Arbeitsleistungen zu, die wir keiner anderen Maschine aufbürden würden. Während wir auf gewissenhafte Pflege unseres Autos ängstlich bedacht sind und z. B. nie mit einem luftleeren Reifen fahren würden, kümmern wir uns wenig darum, ob die Menschenmaschine zu jeder Leistung gut mit Betriebsmaterial versorgt ist und während wir, wenn unser Automotor „klopft", sofort die Werkstatt aufsuchen, überhören wir gern die Warnungstöne unseres Herzens.



Kurzgeschichte
von **Lindy**

„Goldzahn"-Emil drehte sich in seinem Bett herum und schaute nach der Uhr, die auf dem Stuhle lag: ½6!

Es klopfte. Mit einem halblauten Fluch griff er nach der Waffe, die unter dem Kopfkissen lag.

Ein Mann trat ins Zimmer, den er noch nie gesehen hatte.

„Sie sind doch der „Goldzahn"-Emil, nicht wahr?"

„Was wollen Sie denn? Woher wissen Sie denn überhaupt, daß ich draußen bin?"

„Passen Sie mal auf, ich habe ein Geschäft für Sie!"

Emil war mißtrauisch, aber als der Fremde dann langsam und vorsichtig mit seinem Projekt herausrückte, wurde er doch wärmer. Der Mann war Hausdiener in einem Bankgeschäft, und wenn man seinen Angaben trauen konnte, passierte es öfter, daß ganz erhebliche Beträge im Tresor seiner Firma aufbewahrt wurden.

„Da wollen Sie mir also gewissermaßen einen Tip verkaufen, nicht wahr? Is aber vorläufig nich mit mir zu machen mein Lieber — mir steckt Brauweiler noch in den Knochen!"

Der Fremde ließ sich nicht abschrecken. Es handelte sich nicht um einen Tip allein, er wolle auch selber mitmachen. Die Bank habe einen neuen Tresor einbauen lassen, und die Pläne aller Sicherungen und Alarmanlagen seien ihm von einem Angestellten der Geldschrankfabrik verraten worden.

Emil war nun ganz Ohr: das war ja sein Fach und vielleicht der große Coup, der einem für lange über alle Existenzsorgen hinweghelfen könnte — —

„Der Wächter ist ein alter Mann — ich bringe ihm öfter das Abendbrot mit, und wenn ich ihm da ein tüchtiges Schlafmittel in den Kaffee tue, rührt er sich die ganze Nacht nicht. Und da ich gehört habe, daß es keinen Geldschrank gibt, den Sie nicht öffnen könnten, wäre es doch eine gesundene Sache für Sie!"

„Goldzahn"-Emil lächelte geschmeichelt: „Das will ich meinen, wenn ich nur das richtige Werkzeug habe! Sie schon, daß es nicht geht zeug habe! Aber da sehen — mein Handwerkszeug ging beim letztenmal flöten, und ich habe kein Geld, mir neues anzuschaffen!"

„Sie sollen sehen, wie ehrlich ich es meine: hier sind meine ganzen Ersparnisse — 1000 Mark, das wird wohl reichen.

In einer schwarzen, regnerischen Nacht standen die beiden Komplicen vor der Tür nes neuen Tresors. In der Maske eines Gasarbeiters waren die Sauerstoffflaschen im Keller versteckt worden. Der Wachter schlief bleischwer im Vorraum. Da man die Lage der Alarmvorrichtungen genau kannte, war es ein leichtes gewesen, sie unwirksam zu machen. Ein dickes, schwarzes Tuch verhinderte, daß ein Lichtschein durch das kleine Fenster auf die Straße fiel — alles ging wie am Schnürchen.

Emil sah gleich, daß diese Tür nicht leicht zu öffnen war. Ganz glatt und blankpoliert schimmerte sie im Licht der Blendlaterne; nicht der geringste schwache Punkt zeigte sich seinem Auge, das wahrlich gelernt hatte, einem Geldschrank direkt anzusehen, wo man das Gebläse oder den Bohrer anzusetzen hatte.

Bald rauschte die Flamme des Schneidebrenners und schien den kleinen Raum mit Getöse zu erfüllen. Der andere hatte in der Nähe der Tür Posten gefaßt und schaute interessiert zu. Aber alle Mühe und aller Schweiß waren umsonst. Nach stundenlanger harter Arbeit war es „Goldzahn"-Emil nicht gelungen die Tresortür auch nur zu ritzen — dieser Stahl spottete aller seiner Bemühungen.

So etwas war ihm noch nicht passiert aber obwohl er mit verbissenem Ingrimm weiterarbeitete, als ob es gälte, die Ehre seines Standes zu retten — es war vergebens.

„Du — wir müssen türmen!"

Wirklich — der Morgen graute schon. Emil warf noch einen wehmütigen Blick auf die Panzer-



Mit verbissenem Ingrimm arbeitete er weiter

tür und all das schöne Werkzeug, das man nun auch hierlassen mußte, und folgte zögernd seinem Gefährten.

*

Es war gegen Mittag, als es vestig an seiner Tür klopfte. Noch ehe er schlaftrunken ganz erwacht war, standen zwei Herren an seinem Lager, von denen der eine sofort unter das Kopfkissen griff und den Revolver an sich nahm.

„Morgen, Emil — wohl schwer gearbeitet heut' Nacht, was? Und so ganz umsonst — haste wieder mal Pech gehabt!"

„Also da wissen Sie's schon, Herr Kommissar — verfluchter Scheibenkleister! Da muß ich mich nun ja wohl anziehen!"

„Aber so eilig ist das nicht, Herr Emil", mischte sich hier der zweite Herr ein, „wir wollten Ihnen nur etwas bringen." Damit legte er dem Erstaunten einen Brief auf die Bettdecke.

Emil blickte mißtrauisch von einem zum andern — aber er konnte nichts Drohendes in den Mienen erkennen. So las er denn:

»Herrn Goldzahn — Emil
Palisadenstr. 276.

Sehr geehrter Herr!

Wir danken Ihnen für die Bereitwilligkeit, mit der Sie uns darin unterstützt haben, unserer Auftraggeberin, der Bank für Handel und Verkehr, zu beweisen, daß unser neuer Panzerstahl »Armenia« auch für einen mit den modernsten Werkzeugen ausgerüsteten Berufseinbrecher unangreifbar ist.

Wir gestatten uns, Ihnen für Ihre Mühewaltung bei der heute Nacht in Anwesenheit eines Beamten der Bank veranstalteten Probe einen Scheck über 500 Mark als Honorar beizulegen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Fest & Knorke,
Geldschrankfabrik.«

Die Herren waren schon längst gegangen, als Emil noch aufrecht im Bett saß und darüber nachdachte, ob das nun eigentlich sein erstes ehrlich verdientes Geld sei oder nicht.

Buchkalender

Deutscher Heimatbote in Polen	2.— zł
Kosmos-Terminkalender	4.50 „
Gustav-Adolf-Kalender	2.50 „
Landwirtschaftlicher Kalender	2.— „

Abreisskalender

Block		Block	
Grösse I	0.55 zł	Grösse IV	1.50 zł
„ II	1.— „	Küchenblock IV	1.60 „
„ III	1.20 „	Gartenbaublock IV	1.80 „

Erhältlich im
„Dom"-Verlag, Lwów, Zielona 11.



Gartendraht 1 m² zł -.95
mit Spanndraht 20 gr. mehr
Hühnerdraht 1 m² zł -.68
Stacheldraht 12 gr. mtr.
Drahtgeflechtfabrik
Alexander Maennel
Nowy Tomyśl (Pozn.) W. 31

Landwirtschaftlicher Beamter
27 Jhr. alt, evangl., geb. Wolhynier, 5 J. auf Gütern in Pomorze tätig gewesen, Deutsch u. Polnisch in Wort u. Schrift, gute Zeugnisse u. Empfehlg., guter Viehzüchter, sucht ab sofort oder später hier im Osten **Stellung.** Zuschriften an Inspekt. **Adolf Friedrich** Zielonka, poczta Sośno, pow. Sępolno, Pomorze

Liebhaberbühne
des D. G. V. „Frohsinn"-Lemberg.

Am Sonntag dem **15. Jänner**, um 5 Uhr nachm. im neuen Bühnensaale der evangel. Schule

Der keusche Lebemann

Schwank in 3 Akten von FRANZ ARNOLD und ERNST BACH.

Einladung
zu der am 12. Januar 1933 um 14 Uhr in der evgl. Schule zu Horocholina stattfindenden
ordentlichen Vollversammlung.

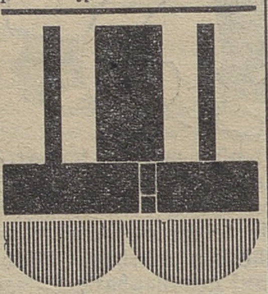
Tagesordnung: 1 Eröffnung. 2. Reorganisierung. 3. Höchstgrenze der Verpflichtungen. 4. Höchstgrenze der Darlehn. 5. Wahlen. 6. Beitrittsgebühr. 7. Anträge und Wünsche.
Horocholina, den 7. I. 1933.

Spar- und Darlehenskassenverein
Spółdzielnia z nieogr. odpowiedz.
w Horocholinie
Steininger Fr. mp. Obm.

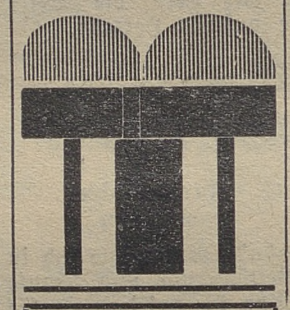
Sämtliche Schreibwaren

Tinte, Federn, Hefte, Kanzleipapier, ferner Packpapier, schönste Bilderbücher für unsere Kleinsten in großer Auswahl und zu billigen Preisen im

DOM-Verlag, Lwów (Lemberg), Zielona 11



Ein Inserat
im
Ostdeutsch. Volksblatt
hat immer Erfolg!



Diese **3** Freunde wollen Sie wieder begleiten:

1. „Kosmos" Termin - Kalender
für das Jahr 1933
das bekannte Hilfsbuch für jeden Geschäftsmann, mit den wichtigsten Gesetzen und Verordnungen im Anhang. 250 Seiten.
Preis **nur 4,50** zł.

2. Landw. Taschenkalender
für Polen 1933.
Kalendarium, Notizblätter, Tabellen usw. für den Klein-, Mittel- und Grosslandwirt, grüner Leinenband zł 4,50.

3. Deutscher Heimatbote
in Polen, Kalender für das Jahr 1933, der deutsche Hauskalender in jeder deutschen Familie. — Schöne Ausstattung, reich bebilderter Inhalt, Jahrmarktsverzeichnisse, Preis zł 2,—

und warten auf Sie in jeder Buchhandlung.
Zu beziehen durch die
„Dom" Verlag - Gesellschaft,
Lemberg (Lwów), Zielona 11.

An die Buchhandlung ....
in ....
oder
an die „Dom" Verlags-Gesellschaft
Lemberg (Lwów), Zielona 11.

Bitte senden Sie

mir den Kalender für 1933

Deutscher Heimatbote
in Polen

enthaltend: Kalendarium
Märkteverzeichnis
wichtige Adressen
Posttarif
praktische Winke
und eine Fülle guter Erzählungen

zum Preise von **zł 2.—**
zuzüglich Porto zł 0.50, zus. 2.50 zł.

Den Betrag überweise ich gleichzeitig durch den Postboten.

Ort u. Post ....
(bitte genau)
Name ....
(bitte genau)

Hier abtrennen und in einem offenen Briefumschlag mit 5 gr frankiert absenden.

Beckmann's Welt-Lexikon
mit Weltatlas 14.30 zł
Dom-Verlagsgesellschaft
Lemberg (Lwów)
Zielona 11.



Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.